Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Erster Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

Erster Theil.

Sturm und Drang.

(Beethoven's Jugend.)

I.

Sturm und Drang.

(Beethoven's Jugend.)

Des Adlers Horst.

Es gibt wohl kaum einen schöneren und romantischeren Punkt an den Ufern des Rheines, als Godesberg.

Dem freundlichen Bonn nahe gelegen, führt der Weg nach dieser reizenden, mit einer prächtigen Ruine gekrönten Höhe durch eine reiche Ebene, die rechts von einer Kette waldiger Gebirge umgeben ist, an deren Fuß sich eine Menge Dörfer in langer Reihe anmuthig hingelagert haben. Links rollt der Rhein seine silberfunkelnden Wogen majestätisch dahin, während sich in mäßiger Ferne die sonderbaren Formen jener sieben Bergkegel erheben, die, ein Zweig des Westerwaldes, das sogenannte Siebengebirge bilden.

Aber so paradiesisch uns diese Gegend jetzt auch erscheint, so wenig war sie dies immer.

Das breite, schöne und fruchtbare Thal, welches in unseren Tagen Bonn und die umliegenden Städte und Dörfer umschließt, bildete einst, wohl Jahrtau-

sende vor unserer Zeitrechnung, einen Theil des Meeres, dem nach Westen die Gebirgsketten der Gegenden des Oberrheins bis zur Eifel, Montjoie, Aachen und den nahegelegenen Bezirken, so wie nach Norden die höhere Gebirgskette des Herzogthums Berg und Westphalen Schranken setzten. Beweise hierfür liefern unter Anderem die zahllosen Versteinerungen von Seethieren und Seepflanzen, welche hier überall vorkommen.

In jenen vordenklichen Zeiten aber, arbeiteten hier auch mächtige Vulkane, deren erderschütternden Ausbrüchen und Hebungen die Gegend namentlich ihre Hauptschönheiten in der Form und Gestaltung der Berge zu danken hat. So war der in der Nähe von Bonn, bei Mehlem, sich erhebende Rederberg, ein Vulkan der Vorzeit. Trifft man doch noch jetzt, wenn man denselben ersteigt — als Spuren seiner vulkanischen Thätigkeit — Lavastücke und Schlacken; während sich auf seiner Höhe ein alter eingestürzter Krater findet, der sich neunzig Fuß hinabsenkt und eine halbe Stunde im Umkreise mißt. Deutlich sieht man hier noch an vielen Stellen die ursprünglichen Lavawände.

Gerade diese vulkanische Thätigkeit im Schooße der Erde war es aber auch, die mit der Zeit das Meer nöthigte, sich nach und nach gegen Norden zurückzuziehen. Dadurch bereitete sich aber auch der Rhein — der jetzt eine größere Strecke zurückzulegen hatte, ehe

er sich in dasselbe ergießen konnte — oberhalb Bonn, wo das Gebirge seine Richtung landeinwärts nimmt, ein eigenes Bett. Er wandte sich bei Godesberg zur Linken und nahm seinen Lauf an Kessenich, Alfter und Brühl vorbei. Noch zeigen sich hier deutliche Spuren eines ehemaligen Flußbettes. Erst späteren Erschütterungen, Hebungen und Senkungen war es vorbehalten, ihm seinen jetzigen Lauf vorzuschreiben.

Aber auch in geschichtlicher Beziehung ist jene Gegend von hohem Interesse. Die ersten Bewohner und Bebauer dieses vom Meere geräumten, damals nackten und wilden Bodens waren unter Anderen die Condrusen, welche unter ihrem Könige mit den Römern — nachdem sie tapfer, aber unglücklich gegen diese gefochten — in Freundschaftsverhältnissen lebten.

Ihnen gegenüber auf der rechten Seite des Rheines, zwischen der Lahn und Sieg, wohnte ein anderer deutscher Volksstamm, die Ubier. Cäsar sagt von ihnen, daß er sie bereits als ein gesittetes, beredtes, wohlhabendes und gewerbsames Volk angetroffen habe. Damals schon bestanden hier Städte, trug der Acker Früchte und der Rhein seine Schiffe; denn die Ubier, als Anwohner des herrlichen Stromes, vermittelten den Verkehr zwischen den civilisirten Galliern und den fast noch wilden germanischen Völkerschaften*). Cä-

*) Caes. Bell. Gall. IV. 3. VI. 10.

sar schlug hier, seine Legionen in das Herz Germaniens zu führen, zweimal Brücken über den Rhein; doch der deutsche Strom sollte ihr Joch nicht lange tragen. Der römische Held mußte zurückkehren und sie zerstören. Aber die Römer gaben darum ihre Besitzungen nicht auf, sie bauten für ihre Cohorten Verschanzungen, Thürme und Kastelle*), und so entstanden unter Drusus, Germanicus, Agrippina und anderen Führern eine Menge Städte, Ortschaften und Burgen, unter welchen auch Cöln (Colonia Agrippinensis), Bonn (Castra apud Aram Ubiorum, Bona) und das ursprüngliche Kastell des Godesberg herrührten.

Eine Volkssage scheint dabei für die alte Römerburg des Godesberg auf Kaiser Julian Apostata (den Abtrünnigen) als deren Erbauer hinzuweisen. Die Sage nämlich erzählt: Es sei in uralter Zeit ein fremder König mit einem großen Kriegsheere in diese Gegend gekommen; der König aber habe mit den bösen Geistern ein Bündniß geschlossen, ihnen einen Tempel gebaut und Menschenopfer gebracht. Dafür hätten die bösen Geister seine Herrschaft an dem Rheine gestützt und aufrecht erhalten, bis zur Ankunft der ersten christlichen Priester, welchen alsdann er und die

---

*) Caes. Bell. Gall. VI. 9, 29. Geschichte der Stadt Bonn von K. A. Müller (Bonn 1834).

ihn schützenden höllischen Mächte nicht mehr hätten widerstehen können.

Leicht erkennt man in dieser Sage den abtrünnigen, dem Christenthume feindseligen, Julian, der denn auch in der That mit seinen Legionen lange in dieser Gegend lag. Im Jahre 1210 erbaute auf den Trümmern des Römerkastelles Erzbischof Theodorich von Cöln ein neues festes Schloß, das jedoch 1593, in dem berühmten Kriege, den der Uebertritt des Erzbischofs Gebhard von Cöln zum Protestantismus und seine Heirath mit der schönen Gräfin von Mansfeld veranlaßte, durch die Truppen des neuen Bischofs Ernst von Bayern zum Theil gesprengt wurde.

So stehen sie denn noch, die Reste jener stolzen Burg, und ragen — eine majestätische Mauerkrone — hoch in die Lüfte. Den Namen Godesberg aber erhielt der Berg von dem Goding oder Gaugericht, welches im Mittelalter auf seinen Höhen abgehalten wurde.

Und welche entzückende Aussicht bieten nun diese Höhen! Das weite, üppige Thal, der majestätisch dahinziehende Strom, die Wälder und Felder, die Dörfer und Höfe, und dort! . . . das prächtige Siebengebirge mit dem kühn aufstrebenden Drachenfels, der himmelhohen Wolkenburg, dem Petersberg mit seiner dem h. Petrus geweihten Kapelle, dem

Nonnenstromberg, dem Oelberg, dem Hemmerich und Löwenberg, von deren Häuptern allen dem trunkenen Beschauer die Trümmer alter Schlösser — wie Grüße aus alten, längst versunkenen Zeiten — entgegenwinken!

Und weben denn Sage und Geschichte nicht um jede dieser Ruinen einen magischen Wolkenschleier? Ranken sie nicht an ihnen empor, wie der Epheu, der, Jahrhunderte alt, die mürben Mauern mit seinem dunklen Grün umspinnt?

Was erzählt er Dir denn, der fast senkrecht aus dem Strome emporsteigende Drachenfels, mit seinem mühsamen Terrassenwingert, der vom Ufer sich wie eine kolossale Wand erhebt, und dessen Burgruinen wie Werke der Sculptur dastehen? — Flüstert er Dir nicht von ferne die Sage von Siegfried zu, der den hier hausenden Drachen erschlug?

Winken Dir nicht ernst die Trümmer der Löwenburg zu: von dem alten berühmten Geschlechte der Edlen von Heinsberg und ihren Thaten erzählend? Von Wilhelm IV. und seinem grausigen Tode? Von den Reformatoren Melanchthon und Bucer, die längere Zeit Gastfreiheit und Schutz hinter diesen, damals so festen und stolzen Mauern fanden?

Und welch' wunderbare Mähr von der schönen Agnes von Mansfeld und dem Churfürsten Gebhard tragen die Lüfte von dort herüber?

O! es ist wahrlich der Mühe werth, all diesem geheimnißvollen Lispeln und Flüstern zu lauschen, was die alten sieben Gesellen da drüben den Lüften vertrauen, und was diese geschwätzig herübertragen nach dem ernsten Godesberg und seiner stolzen Mauerkrone.

Und nach dem Godesberg und seiner Ruine befand sich eben eine heitere Gesellschaft auf dem Wege. Es war Frau von Breuning, die Wittwe des Churcölnischen Hofraths von Breuning, mit ihren beiden Söhnen Stephan und Christoph, ihrer Tochter Eleonore, deren Gespielin, der kleinen, allerliebsten Rosa, und den Hausfreunden Ries, Wegeler und Beethoven.

Daß es unter diesen Leutchen munter herging, ist wohl natürlich; denn Frau von Breuning war selbst eine heitere, noch ziemlich junge Frau, die es verstand, mit der Jugend zu leben, und der Jugend gehörte an, was sie hier umgab. Stephan zählte sechszehn Jahre, Christoph und Ludwig Beethoven fünfzehn, Wegeler zwanzig und die beiden Mädchen gingen sogar erst in ihr vierzehntes Jahr. Nur noch ein älterer Mann, der würdige Kammermusiker und Director der churfürstlichen Kapelle, Franz Ries, hatte sich dem jovialen Kreise wie gewöhnlich angeschlossen; zählte er doch fast mit zu den Gliedern der Breuning'schen Familie, deren Trost und Rath er

seit dem Tode des Hofraths war. Zu den Hauptvergnügungen dieser in Bonn wohnenden Familie gehörten aber in der guten Jahreszeit größere und kleinere Spaziergänge in die herrliche Umgegend; denn Sinn und Gefühl für die Schönheiten der Natur war hier zu Hause, wie überhaupt Sinn und Empfänglichkeit für alles Schöne, Gute und Edle. Den Impuls hierfür gab Frau von Breuning selbst, die sich bei all ihrem heiteren Wesen durch so streng sittliche Grundsätze und einen so abgerundeten, edlen Charakter auszeichnete, wie selten eine Frau, zumal in der damaligen Zeit — den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts — in welcher die Sittenverderbniß und der Leichtsinn, die in Frankreich und an fast allen deutschen Höfen herrschten, so ansteckend auf die Massen zurückwirkten. Aber Frau von Breuning war auch eine ungemein praktische Frau, die das Schöne und Edle gern mit dem Angenehmen und Nützlichen verband, und für sich und die Ihren, neben einer ernsten Lösung der Lebensaufgabe, auch einen heiteren Lebensgenuß in Anspruch nahm. Sie philosophirte dabei ganz eigen aber gewiß richtig, indem sie ihre Schlüsse auf die vielen Lebenserfahrungen stützte, die sie in fünfunddreißig Jahren hatte machen müssen.

Die gesellige Welt um uns her — so sagte sie sich — stellt uns einen ewig bewegten Schauplatz, ein Gedränge von mannichfaltig verworrenen Verhältnissen

dar, worin Jeder sich bei jedem Schritte mehr gehemmt fühlt, als gefördert, und nach allen Seiten umschauen muß, daß er nicht anstoße oder angestoßen werde. Davon wird Jeder Zeugniß ablegen müssen, wandle nun Einer in den höheren oder in den niederen Kreisen; wir stehen eben einmal in der Gemeinschaft der Menschen. Jemehr aber diese Gemeinschaft sich erweitert, um desto schwieriger wird der Lebensweg eines Jeden, desto mehr muß Jeder sich vorsehen, daß er sich nicht in seinen eigenen Bestrebungen verwickele; desto mehr wird Jeder verflochten in die Sorgen und Schicksale Anderer; desto mehr mitbewegt durch Anderer Wünsche und Leidenschaften.

Es gilt also für Denjenigen, der sich die Ruhe seines Gemüthes, die Heiterkeit der Seele und einen ungetrübten Genuß des Lebens erhalten will, sich zurückzuziehen aus diesem übermäßigen Treiben der Geschäftigkeit, aus dieser Mannichfaltigkeit von Entwürfen und sich kreuzenden Strebungen, aus diesem störenden Verkehr mit all den Leidenschaften der Menschen, all den eitlen und selbstsüchtigen Gemüthsbewegungen der Menge.

Aber wohin zurückziehen? Das ist nun die Frage?

Die praktische Lebensphilosophie der Frau von Breuning hatte aber hierauf eine ganz einfache Antwort: In den Kreis der Familie. Da tritt uns die ursprüngliche ruhige Gestalt des Lebens wie-

der entgegen; da läßt sich am besten das bunte Treiben der Welt vergessen; da — und da allein — finden wir noch die ungeschminkte, von jeder Selbstsucht freie Liebe, die ungetrübte Fröhlichkeit, die wir in tiefer Seele suchen, ja die wir bedürfen, um unter den Stürmen des Lebens fest zu bleiben.

Hier sprudelt aber auch der Quell geistiger Verjüngung, und dies wußte Frau von Breuning sehr gut. Das Leben hatte sie ja gelehrt: Nicht von den erwachsenen Hausgenossen, die entweder schon selbst untergetaucht sind in die Beschwerlichkeiten und Sorgen des Lebens, oder deren Theilnahme an uns so erfahrungsreich ist, daß ihrem geschärften Auge nicht leicht entgeht, wo uns etwas Niederschlagendes oder Beängstigendes begegnet ist... nicht von diesen und ihrem Umgange dürfen wir geistige Verjüngung für uns erwarten! ... nein! das nothwendige Vergessen der Welt kann uns nur die noch sorgenlose heitere Jugend um uns her einflößen; ... die Jugend, die in der Welt noch ein Paradies und im Leben noch ein frisches, fröhliches Ringen nach den Idealen der Menschenbrust sieht!

Und tausendmal hatte die gewandte und viel geprüfte Frau in der That in diesem Kreise empfunden, welche stärkende Kraft in dieser heiteren Einwirkung liege, wie schnell dadurch alle Spuren auch der schwer=

sten Sorgen aus der Seele hinweggewischt werden. Darum erhielt sie in ihrem Hause immer einen weiten Kreis jugendlicher Kräfte. Ihre Kinder sollten sich ja auch daran gewöhnen, einstens hier zu finden, was sie jetzt hier fand, und durch dies schöne, geistig bewegte Leben im Hause, den Verirrungen außer dem Hause entgehen. Bei jugendlichem Muthwillen herrschte daher hier ein ungezwungener und doch gebildeter Ton, während die Vermögensverhältnisse der Frau Hofrath einen weiten Spielraum zu allen erlaubten Genüssen zuließen*).

Einer dieser Genüsse bestand zum Beispiel in dem gemeinsamen Studium der neuen Literatur.

Man vereinte sich Sommers und Winters regelmäßig zu bestimmten Leseabenden, an welchen namentlich die Schriften Shakespeare's, Göthe's Schiller's und Herder's vorgenommen wurden. Auch auf den Spaziergängen durfte ein solcher Schriftsteller nie fehlen. Hatte man sich dann satt gesehen, wurde an irgend einem schönen Plätzchen ein Lager aufgeschlagen, und, nach einer körperlichen Stärkung — die die jungen Leute gewöhnlich in ihren Botanisirbüchsen mittrugen — auch dem Geiste ein Genuß bereitet.

---

*) „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven" von Dr. F. G. Wegeler und Ferdinand Ries. S. 10.

Nicht minder verband die Musik die ganze Gesellschaft. Frau von Breuning selbst war eine geübte Clavierspielerin. Ries excellirte, als Kammermusiker des Churfürsten, auf mehreren Instrumenten; Stephan Breuning spielte ganz leidlich die Violine; Christoph und Eleonore aber hatten unter ihrem Freunde, dem talentvollen jungen Beethoven, schon recht schöne Fortschritte auf dem Piano gemacht. Gewöhnlich kamen dann auch noch zwei andere junge Hausfreunde, Bernhard und Andreas Romberg, dazu, von welchen der erstere ein gar trefflicher Violoncellist, der andere ein ebenso tüchtiger Violinspieler war.

Das gab nun oft gar nette Concerte, die Ries leitete und Christoph Breuning durch den Vortrag eigener oder fremder Gedichte verherrlichte. Der glänzendste Stern dabei war freilich der junge Beethoven, der ein gar herrliches musikalisches Talent besaß und sich in diesem Kreise auch schon durch Composition hervorgethan hatte*). Er war der Sohn Johann van Beethovens, der, als Tenor-Sänger bei dem Churfürsten angestellt, sich jedoch wenig um ihn bekümmerte. Da nun der Vater auch noch

---

*) „Biographische Notizen über L. van Beethoven" von Wegeler und Ries (Coblenz 1838), S. 9. „Biographie von Ludwig van Beethoven." Verfaßt von A. Schindler, Musikdirector und Prof. der Tonkunst (Münster 1840), S. 18 u. 19.

ein leichtes Leben führte, und die Mutter — so gut sie war — nicht immer unangenehmen Scenen vorzubeugen vermochte, fühlte sich Ludwig im elterlichen Hause bald weniger heimisch, als in dem Breuning'schen; und so kam es denn, daß er hier bald als Kind des Hauses behandelt wurde und nicht nur den größten Theil des Tages, sondern selbst manche Nacht dort zubrachte. Hier fühlte er sich frei; hier bewegte er sich mit Leichtigkeit. Alles wirkte hier zusammen, um ihn heiter zu stimmen und seinen Geist zu entwickeln*). Alles liebte ihn hier, so daß man selbst sein oft störrisches und unfreundliches Wesen mit Nachsicht aufnahm; und wirklich vermochte bald Niemand einen besänftigenderen Einfluß auf ihn auszuüben, als Frau von Breuning mit ihrem heiteren, verständigen Wesen. Wie oft zum Beispiel, wenn Ludwig — der damals, als fünfzehnjähriger junger Mann, schon als bedeutender Orgel- und Clavierspieler dastand, — seinen Widerwillen gegen das Stundengeben nicht besiegen wollte, und sich „wie ein übellauniges Eselein"**) gebärdete, — wie oft war es dann Frau von Breuning, die ihn durch eine ernste Hinweisung auf seine Zukunft, oder durch ein

*) „Biographische Notizen" von Wegeler und Ries. S. 10.

**) Schindler, S. 23: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs." Par Alexander Oulibicheff (Leipzig et Paris 1857), pag. 58. Wegeler und Ries. S. 18.

leises Erinnern an die Hoffnungen, die seine arme Mutter auf ihn setzte, zu treuer Pflichterfüllung bestimmte. Aber Ludwig wußte auch, was er an der Hofräthin hatte. Er bewunderte nicht nur ihren klaren und praktischen Verstand, nein, er liebte und verkehrte sie auch als seine zweite Mutter, und Frau von Breuning war stolz auf diese Liebe; denn ihr weiblicher Scharfblick ließ sie in dem jungen Ludwig van Beethoven — trotz der rauhen Hülle, die sein edleres Selbst umgab — die entschiedenen Anlagen zu einem großen und ausgezeichneten Menschen und Musiker erkennen.

Es ist wahr, er war gar oft störrisch und unfreundlich, und hatte dann, wie sie es nannte, einen Raptus; aber lag denn nicht hinter diesen schlimmen Eigenschaften eines, durch seine Eltern eben nicht besonders gut erzogenen, jungen Mannes das Bewußtsein ungemeiner Selbstständigkeit, die Fülle der sich aufbäumenden titanischen Jugendkraft; — eine, manchmal freilich falsch angewandte, Festigkeit und Entschiedenheit?

Er war empfindlich und leicht gereizt; aber kam das nicht daher, daß seine ganze innere Organisation als unendlich zart gestimmt erschien. Dem Blick einer Frau, wie die Hofräthin, konnte dies nicht entgehen. Verwandtes findet sich ohnedem leicht, und Pflegemutter und Pflegesohn litten hier in der That

an Verwandtschaft; nur daß bei Frau von Breuning Lebenserfahrungen die angeborene allzugroße Zartheit abgestumpft und gemäßigt hatte, während bei Ludwig die Reizbarkeit der Jugend die Empfindlichkeit noch erhöhte.

Auch eigen und abstoßend fanden Viele den jungen Mann. Die Hofräthin sah tiefer: sie hatte gar bald in seinen Eigenheiten und in seinem manchmal abstoßenden Wesen die scharfen Ecken und Kanten eines noch ungeschliffenen edlen Steines erkannt. Hier traf sie auf eine natürliche und ursprüngliche Originalität; wie in seinem häufig finsteren, in sich gekehrten Wesen, auf das Suchen nach den Schlüsseln einer inneren Welt, die der sich entwickelnde Geist ahnte, aber noch nicht gefunden hatte. Die Ecken und Kanten abzuschleifen, nahm sie sich vor — vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht zu hart und zu scharf seien. Für seine innere Welt mußte freilich Ludwig sein eigener Columbus sein; aber die Hofräthin konnte doch dazu beitragen, daß er in's richtige geistige Fahrwasser kam, — und dies that sie redlich. Daß er ein warmes Herz für alles hatte, was edel, schön und groß, wußte sie lange; noch mehr aber ehrte sie — zumal als Frau — seine strenge Sittlichkeit, die nicht das Geringste vertragen konnte, was an Gemeinheit streifte. Von seinem noch unbeholfenen und linkischen Benehmen endlich hoffte sie ihn

durch den fortwährenden Umgang mit sich und den Ihren bald zu heilen.

„Es ist ein edler Kern in rauher Schaale", — sagte sie oft zu sich, — „warum soll, wenn erst die Schaale gesprengt und abgeschliffen ist, nicht ein herrlicher und gewaltiger, dem Himmel entgegenstrebender Baum mit reichen Blüthen und Früchten daraus werden?"

Freilich machte sich Frau von Breuning dadurch viele Sorgen; aber sie that es gern: Ludwig war ihr, wie gesagt, fast ein Sohn.

Auch heute also hatte denn die Familie von Breuning, ihrer Gewohnheit nach, einen weiteren Spaziergang unternommen, und zwar hatte sie das herrliche Frühlingswetter nach Godesberg gelockt.

Der größte Theil des Weges war jetzt zurückgelegt, und da sich auf der halben Höhe des Berges, an einem vorspringenden Felsen, ein herrliches Plätzchen fand, das die Aussicht nach dem Rheinthale und dem Siebengebirge bot, schlug man hier sein Lager auf. Die jungen Leute holten aus ihren Botanisirbüchsen das mitgebrachte Essen und einige Flaschen Wein, während Eleonore und Rosa bemüht waren, ein weißes Tuch auf dem Rasen auszubreiten und das kleine frugale Mahl zu ordnen.

Scherz und Muthwille trieben dabei ihr Wesen. Die jungen Leute hatten sich untereinander die Elfennamen aus Shakespeare's Sommernachtstraum beige-

legt und die kleine zauberhafte Rosa zu ihrer Königin Titania gemacht. Jedes versuchte nun, im Geiste seiner Rolle zu handeln und zu sprechen, was viel zu lachen gab, besonders wenn Christoph von Breuning, als Senfsame, sich in beißenden Witzen erging; oder Ludwig, als Puck, sich manchmal etwas linkisch benahm. Aber Beethoven wollte seine Rolle nicht gefallen; er war überhaupt heute wieder etwas „außergewöhnlich". Christoph schlug daher vor, sie ihm abzunehmen und ihn lieber mit dem Namen und der Rolle seines philosophischen Vorgängers und Ideals — des großen Platon — zu betrauen, denn für diesen pflegte der junge Beethoven zu schwärmen*).

„Das nehme ich an!" — sagte Ludwig, — „bleibt ihr immer Erbsenblüthe, Senfsame und Spinnweb, Platon war doch ein Heros in der Geschichte der Philosophie. Was gäbe ich darum, wenn ich fähig und würdig wäre, ihm das Wasser zu reichen. Tritt er uns nicht wie ein aufgehendes gewaltiges Gestirn entgegen, das in die, den forschenden Geist noch umwogenden Nebel hineinleuchtet und der Menschheit die Morgenröthe eines neuen Tages bringt?"

„Halt! halt!" — rief hier Stephan lachend — „wie er gleich wieder mit dem Sonnenwagen auf und davon in die höchsten Sphären rast. Wir sind als

*) „Beethoven", par Oulibicheff pag. 68. 69.

Elfen und Diener unserer schönen Königin Titania auch fähig, uns von der plumpen Erde aufzuschwingen; aber es gefällt uns heute viel besser hier auf der freundlichen, im reichsten Frühlingsschmucke prangenden Welt. Wir bitten also unseren Freund auch hier zu verweilen; er kann ja vielleicht über Platon's Republik dociren. Spinnweb, was meinst Du?"

„Die platonischen Ideen über die Republik gehören allerdings in mein Fach!" — sagte Christoph ironisch — „sie sind wenigstens nicht haltbarer als Spinngewebe."

„Weil ihr sie nicht faßt!" — meinte Ludwig. — „Es hat nie gesundere Ideen und eine herrlichere Staatsconstruction gegeben. Hätten wir sie nur, und dächten nur alle Menschen, wie Platon. Die Sittlichkeit ist ihm das höchste Gut, Selbstzweck, um deswillen alles Andere gethan und begehrt werden muß. Die Sittlichkeit besteht ihm in der höchsten Vollkommenheit des Menschen als eines vernünftigen Wesens, in der vollkommensten Eintracht und Harmonie aller Kräfte unter der Gesetzgebung der Vernunft."

„Nun muß ich aber auch ein Wort mitsprechen!" — sagte hier die kleine reizende Rosa. — „Da ihr mich heute doch einmal zu eurer Königin Titania gemacht, gebrauche ich auch die mir zustehende Gewalt, und gebiete den Dienern meines Reiches, nicht so entsetzlich gelehrt zu sein. Was gehen uns hier die alten Griechen an . . . Platon ist doch auch ein Grieche?"

„Gewiß!“ — sagte Stephan lächelnd, und schaute mit Entzücken in das blühende Mädchenantlitz der Sprecherin.

„Nun denn“, — fuhr Rosa fort, — „so laßt die Griechen Griechen sein und bleibt in der schönen Gegenwart. Uebrigens finde ich es auch sehr verrätherisch von unserem Puck-Platon, in der Gegenwart einer Königin von Republiken zu reden.“

Ueber Beethovens Züge flog eine leichte Röthe: „Wenn alle Reiche solche liebe Königinnen hätten,“ — sagte er — „dann wären die Republiken freilich überflüssig.“

Ein lautes Gelächter erschallte und Stephan rief, in die Hände klatschend:

„Die Welt geht unter! Platon sagt Artigkeiten!“

Aber dieser Scherz in Gegenwart Rosa's hatte den jungen Beethoven verdrossen: — „Bin ich etwa gewöhnlich ein Grobian?“ — frug er aufstehend.

„Friede, Kinder!“ — sagte hier Frau von Breuning begütigend. — „Es war ja nur ein Scherz und gewiß nicht böse gemeint.“

„Nein!“ — rief Stephan, mit Freundlichkeit und Offenheit Ludwig die Hand reichend. — „Sei doch kein Thor!“

Der junge Beethoven setzte sich wieder, und eben wollte Frau von Breuning vorschlagen, etwas zu lesen — sie hatte die Oden Klopstock's mitgenom-

men, — als sie in einiger Entfernung mehrere Bauern gewahrten, die mit vorgehaltenen Händen nach dem Himmel sahen. Unwillkürlich folgten die Blicke der kleinen Gesellschaft derselben Richtung und nun gewahrte man einen kaum bemerkbaren schwarzen Punkt, der in weiten Kreisen an dem blauen Himmel dahinzog.

„Ein Falke!" — sagte Christoph.

„Nein!" — versetzte der ältere Breuning — „der Höhe und der Entfernung nach ist der Punkt zu groß für einen Falken."

„Was könnte es anders sein?"

„Wie majestätisch ruhig er seine Kreise zieht!" — meinte Eleonore jetzt. — „Es müßte doch schön sein, so wie er hoch über der Erde zu schweben."

„Ja!" — versetzte der junge Beethoven, — „das müßte wirklich göttlich sein! .... O wer doch Flügel hätte, so, der Sonne entgegen, hoch über Welt und Menschen wegfliegen zu können".

„Hast du die Sage von Dädalus und Ikarus vergessen?" — frug die Hofräthin.

„Nein!" — versetzte Ludwig ernst; — „aber was liegt daran, unterzugehen, wenn man nur einmal der Sonne in das lichte Antlitz gesehen hat."

„Ich bin anderer Meinung!" — fuhr Frau von Breuning fort. — „Sind wir hier auf der Bergeshöhe nicht auch dem Himmel und dem Lichte näher und überschauen die weite schöne Gotteswelt? Gewiß!

Aber wir haben dabei auch noch zwei große Vortheile; einmal, festen Boden unter den Füßen zu spüren, und so vor einem jähen Sturze bewahrt zu bleiben; und dann uns froh und fröhlich mitten in der Schöpfung und unter unseres Gleichen bewegen zu können. Da oben in der schwindelnden Höhe, zu der kein Ton, kein Laut mehr dringt, — da muß es entsetzlich einsam sein!"

„Und gerade darum herrlich!" — rief Beethoven, — „denn man ist allein mit sich selbst und schwebt, erhaben wie ein Gott, über der ganzen Schöpfung! Wenn ich so dem Vogel zusehe, wie er majestätisch und langsam im Aetherblau dahinschwebt, zieht es mich ordentlich wie mit einer unerklärlichen Gewalt hinauf und zu ihm hin!"

Frau von Breuning schwieg. Sie überlegte, ob sich hier wohl ein unbändiger Stolz oder der noch unklare Drang eines gewaltigen Geistes in Ludwig kundgegeben habe? Sie gelangte jedoch zu keiner Entscheidung, da in demselben Augenblicke Freund Ries von den Bauern zurückkam, bei welchen er sich nach dem erkundigt hatte, was sie so ungewöhnlich beschäftige. Etwas Besonderes mußte es ja sein, denn einem Falken, als einer Alltäglichkeit, sieht ein Bauer nicht nach.

„Nun?" — frugen Alle, — „was ists!"

„Ein Adler ist es!" — versetzte Ries.

„Ein Adler? bei uns?"

„Er mag sich aus der Schweiz hierher verflogen haben. Es kommt dies manchmal vor. Die Bauern wissen es aber nur zu bestimmt, daß es ein Adler ist, da er schon eine Menge Hühner, Gänse und Hasen vor ihren Augen davongetragen hat.“

„Und warum schießt man ihn nicht?“ — frug hier Eleonore.

„Weil es hier wahrscheinlich geht, wie bei den Nürnbergern!“ — sagte Christoph: — „Sie hängen Keinen, ehe sie ihn haben.“

„So ist es in der That!“ — versetzte Ries lächelnd. — „In der Höhe, in der er sich fliegend hält, ist er nicht zu treffen, und seinen Horst — wenn er überhaupt einen Horst hier hat — kennt man nicht; obwohl man ihn schon öfters auf den Mauerspitzen der Ruine gesehen haben will.“

„Und wie groß ist er wohl?“ — frug Rosa.

„Die Bauern sagen, er sei vier Fuß hoch und messe mit ausgebreiteten Flügeln gewiß acht Fuß.“

„Brrr!“ — machte Rosa, — „der könnte einem am Ende ja selbst mitnehmen?“

„Hat das eine Elfenkönigin zu befürchten?“ — frug heiter der ältere Breuning. — „Kommt er, dann schwingt sich Titania auf seinen Rücken und läßt sich über Land und Meere tragen. Doch . . . ich sehe unsere gute Mutter hat ein Buch in der Hand . . . . laßt uns jetzt etwas Vernünftiges lesen.“

„Ja!" — sagte die Hofräthin, — „wir wollen auch dem Geiste eine Frühlingsfeier gönnen. Ich habe hier Klopstocks Oden. Wer liest die Frühlingsfeier, dies herrliche, erhabene Gedicht?"

„Ich!" — rief Stephan die Hand nach dem Buche ausstreckend und er recitirte dabei aus dem Kopfe:

„Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die
  Jubelchöre der Söhne des Lichtes
Anbeten, tief anbeten! und in
  Entzückung vergehen!

Hier aber hielt er plötzlich inne, und sich verwundernd umschauend, rief er: — „Wo ist denn Ludwig hingekommen?"

Alle Blicke suchten jetzt den jungen Beethoven — er war in der That verschwunden.

„Er wird sich einen Dädalus holen!" — sagte Christoph, — „der ihm Wachsflügel anklebt. Es hat ihn ja vorhin schon gelüstet, nach der Sonne zu fliegen."

„Er hat wieder einmal seinen Raptus, wie die Mutter zu sagen pflegt!" — versetzte Stephan. — „Aber es ist unrecht, sich so von der Gesellschaft zu entfernen."

„Laßt ihn, Kinder!" — beschwichtigte jetzt Frau von Breuning mit mildem Tone. — „Jeder Mensch

hat seine Eigenheiten. Ihr kennt ihn ja: wenn ihn ein Gedanke beschäftigt, der ihm von Bedeutung erscheint, zieht es ihn mit Allgewalt zu stillem Nachdenken. Es liegt darin etwas Gutes und ist ein Beweis für ein kräftiges inneres Geistesleben."

„Er kommt gewiß auch bald wieder!" — sagte Eleonore entschuldigend.

„Nun so lassen wir ihn!" — rief Stephan, — „und lesen des herrlichen Klopstocks Oden."

Und er begann und trug mehrere derselben mit reiner klangvoller Stimme, schöner Betonung und mit einem so tiefen und richtigen Verständnisse vor, daß alle Anwesenden ihm mit Entzücken lauschten.

Während aber Breuning hier vortrug, war der junge Beethoven dem Gipfel des Berges um ein gutes Stück näher gekommen, ohne daß er es eigentlich wußte. Der in den Lüften schwebende Adler hatte den Gedanken der Größe und Erhabenheit in ihm erweckt, — ein Gedanke, der ihn immer mit unerklärlicher Gewalt ergriff und fesselte — und der jetzt in der mystischen Werkstätte seiner höheren Natur so geschäftig fortarbeitete, daß er in der That alles um sich her vergessen hatte.

Es war auch von Dädalus die Rede gewesen, und so dachte er jetzt, durch eine natürliche Ideenverbindung dahin geführt, wie doch die Alten die menschliche Größe und Erhabenheit so schön und sinnig anzu-

deuten gewußt. Des Dädalus Werke waren zwar nur von Holz geschnitzt; aber der große gewaltige Meister wußte sie mit seiner geistigen Kraft so zu durchdringen, daß sie selbst lebendig wurden und aus seiner Werkstätte herausschritten.

Welch' mächtiger Gedanke in dem einfachen hübschen Bilde! Ist nicht jeder hervorragende Sterbliche mit dieser geistigen Schöpferkraft begabt? Treten die Thaten großer Menschen nicht auch lebendig aus der Werkstätte des Gehirns mitten in das Geräusch der Welt und leben fort, schaffen und wirken, jede in ihrer Art, und erzeugen oft neue Geschlechter verwandter Thaten in unabsehbaren Reihen?

Wie schmerzte es den jungen Mann, daß er nicht Dädalus war, — nicht ein Grieche gewesen. Vielleicht wäre ihm Gleiches oder Aehnliches gelungen, und es dürstete seine jugendlich-feurige Seele so sehr nach Größe.

Aber was damals geschah, kann das jetzt nicht wieder geschehen? Ludwig dachte an Shakespeare, an Lessing, an Göthe, dessen Ruf gerade um jene Zeit Deutschland durchflog, an die großen Männer seines Faches, an Bach, Händel, Graun, Gluck, Haydn, Mozart — warum sollte er es nicht auch, wie diese, zu einem Namen bringen, der auf die Nachwelt zu kommen ein Recht habe? Er war erst fünfzehn Jahre alt und doch schon allgemein als Virtuos

auf Clavier, Orgel und Violine bekannt, ja bereits von seinem Gönner, Graf Waldenfels, dem in Bonn residirenden Churfürsten von Cöln, Max Franz, Bruder Josephs II., zum Organisten und Kammermusikus vorgeschlagen; selbst in Compositionen hatte er schon Wackeres geleistet; — und welche Kraft, welchen ungestümen Drang fühlte er in sich, noch viel, viel Größeres zu werden und zu schaffen.

Aber während er dies dachte, kam ihm wieder der Adler in den Sinn, der so hoch oben über dem Treiben der Welt in der lichterfüllten Einsamkeit geschwebt, und es ward ihm mit einemmale klar, daß, wenn er durch die Musik wahrhaft groß werden wolle, er auch für sie und diese Idee allein leben und handeln, — daß er sie höher achten müsse, als alles Andere im Leben: als dessen Freuden und Genüsse, als Freunde und Verwandte, als Freundschaft und Liebe, als Reichthum, Ehre und Glück! . .

Er blieb stehen, denn es überlief ihn plötzlich eiskalt. Er hatte in Gedanken einen Blick in jene lautlose, erhabene Einsamkeit geworfen, in welcher der Adler groß, gewaltig, aber freudlos schwebte, und es schüttelte ihn wie Mahomed, als Gott — der Sage nach — die Hände segnend auf sein Haupt legte. In demselben Momente hörte er ein ganz eigenes Rauschen und Schwingen über sich; er blickte auf . . . und ein ungeheurer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln fuhr über

ihm hin, sich auf eine der Mauerkronen der Ruine niederlassend.

Es war der Adler, der sich aus der Höhe herabgesenkt hatte.

Sonnenunter- und Sonnenaufgang.

Es gibt Augenblicke in dem Leben des Menschen, die, mit irgend einer zufälligen, vielleicht sogar unbedeutenden Erscheinung, doch so gewaltig und prophetisch vor sein Geistesauge treten, daß sie oft in der That entscheidend für seine Zukunft werden. Der Moment erzeugt dann einen Gedankenblitz, der in Herz und Geist zündet und eine Flamme anfacht, die Alles in dem Menschen erfaßt und verzehrt, bis er selbst in ihr aufgeht; oder es gibt ein solch' prophetischer Moment für Etwas, das schon fertig in uns liegt, einen so gewaltigen Impuls, daß wir auf einmal wissen, was wir mit ihm zu thun haben; — ja daß wir mit dem plötzlichen Erfassen unserer ganzen Lebensaufgabe und dem geistigen Erschauen eines strahlenden Zieles, wie mit unsichtbarer Gewalt in die uns von der Natur bestimmte Sphäre hineingeschleudert werden.

Solche Momente haben und hatten alle große Männer: Selbsttäuschung, Exaltation, poetische Auffassung und allzuwarme Verehrung der Nachfolger machten, in früheren dunkleren Jahrhunderten göttliche Offenbarungen daraus. Wir wissen, daß sie Offenbarungen des eigenen Geistes sind, der sich selbst in Augenblicken erhöhter Lebensthätigkeit — freilich auch nur momentan — in voller Klarheit erschaut und in seiner Bestimmung bewußt wird.

Der junge Ludwig van Beethoven hatte eben einen solchen Moment erlebt. Vertieft in Gedanken zukünftiger Größe, wie sie in der Jugend die Seele jedes edlen, kräftigen Menschen durchstürmen, hatte ihn, den poetisch Gestimmten, das plötzliche Dahinrauschen des Adlers über sein Haupt eben so gewaltig überrascht, als erfaßt und elektrisirt. Das Zusammentreffen seiner Gedanken und der seltsamen Erscheinung, ließ ihn sich mit der Erscheinung, für den Augenblick eines Blitzes, identificiren.

Es kam ihm, wie eine wunderbare Ahnung, der Gedanke: „das ist das Bild, das Symbol deiner Zukunft!"

Aber dies Fühlen und Ahnen hatte nur die Dauer einer Secunde; dann durchrieselte es ihn, wie mit einem heiligen Schauer und es blieb nichts zurück, als eine ureigenthümliche, alle seine Lebensgeister aufrüttelnde Begeisterung, die ihm aus dem Tiefinnersten

seiner Seele zurief: Auf, auf! und werde nun auch in der That groß in deinem Fach!

Und Ludwig versank abermals in Gedanken. Die Welt um ihn her war nicht mehr für ihn da. An eine halbverfallene Mauer der Ruine gelehnt, schaute er starr in die Ferne. Sein Auge sah nicht, sein Ohr hörte nicht; aber um so heller flammte und blitzte und tönte es in ihm selbst. Gedanken und Entschlüsse kreuzten sich in Menge, und während er die äußere Welt verlor, erschloß sich seinem Geiste eine um so reichere innere Welt.

Gewiß das Durchbrechen eines solch' ernsten, tiefsinnenden Wesens bei einem fünfzehnjährigen jungen Menschen, war etwas Auffallendes, und doch war es bei Ludwig van Beethoven nicht neu.

Frau von Breuning hatte ihn manchmal in solcher Stimmung mit Interesse beobachtet und richtig beurtheilt, wenn sie sich sagte: „Dieser tiefsinnende Ernst, diese strenge Sammlung des Gemüthes, diese Einkehr bei sich selber, sind bei einem so jungen Menschen die Herolde einer großen Zukunft, eines großen, ernsten und festen Charakters, der plötzlich, wie ein gewappneter Mann, an das Licht tritt. „Es liegt etwas Ungewöhnliches in Ludwig!" — setzte sie dann meist mit einer gewissen freudigen Voraussicht hinzu.

Und sie hatte Recht. Alltägliche Geister sehen in Allem, was sie umgibt und worauf sie treffen nichts,

wie sie selbst ein Nichts sind; der Genius aber schafft aus dem Nichts, aus dem Stoffe des Unbedeutendsten, aus dem Staube der Erde, Werke der Ewigkeit.

Wo Andere, selbst ihre Söhne, die doch auch begabte junge Männer waren, gedankenlos vorübereilten, warf Ludwigs Geist oft Anker; wo Jene und alle seine Bekannte nur heiter auf der Oberfläche des Lebens scherzten und spielten, tauchte er oft plötzlich unter, die Perlen frappanter Gedanken, ernster Wahrheiten suchend.

Ueber seinem Bett hing ein Zettel, auf welchen er die Worte seines Lieblings und Ideales, Plato, geschrieben hatte:

„Wer einen wahrhaft männlichen Sinn hat, wünscht nicht etwa, so oder so lange zu leben; er untersucht blos, auf welche Weise er die Zeit, die er zu durchleben hat, am besten durchleben könne."

Dieses frühreife Hervortreten eines starken Charakters gab sich aber bei Ludwig namentlich auch dann kund, wenn ihn unverdient eine Kränkung traf. Dann trat unverkennbar ein stolzes Bewußtsein des eigenen Werthes hervor, das ihm die Kraft verlieh, sich völlig in sich selbst zu verschließen, und den festen Vorsatz, je mehr die Verhältnisse drängten, desto weniger ihnen nachzugeben. Die Welt nannte dies freilich Stolz und Eigensinn; aber es war dies ein ebenso oberflächliches Urtheil, wie die meisten Menschen oberflächlich

sind. Der Genius wird nur von dem Genius gefaßt, die edle und tiefe Natur nur von ihres Gleichen.

Indeß schloß dies alles bei dem jungen Beethoven einen frischen, jugendlich heiteren Sinn nicht aus; im Gegentheil, Ludwig konnte sogar ausgelassen munter sein. Jene ernste Stimmung blieb stets eine ausnahmsweise. Sie war es auch in dieser Stunde.

Während er aber jetzt noch immer, gegen die Mauer der Ruine gelehnt, gedankenvoll in die Ferne starrte, hatte die Familie Breuning ihre kleine Vorlesung vollendet und rüstete sich, ihren Spaziergang fortzusetzen. Die beiden Mädchen nahmen das ausgebreitete Tischzeug zusammen, die jungen Männer aber halfen dabei unter Scherzen und Lachen und brachten es nebst den Resten des kleinen Males wieder in ihre Botanisirbüchsen.

Godesberg hatte um jene Zeit noch nicht das Ansehen wie heute, wo uns die Locomotive, vermöge der Kraft des Dampfes, in wenigen Minuten von Bonn aus hinführt.

Jetzt ist es ein kleiner, aber eleganter Badeort mit wahrhaft prächtigen Sommerhäusern und Villas; damals war es ein armseliges, kaum nennenswerthes Oertchen. Jetzt, in unserem Jahrhundert der Bequemlichkeit, führt ein schöner, leicht aufsteigender und geebneter Weg auf die Ruine, wo den Wanderer, nebst der herrlichen Aussicht, eine gute Wirthschaft erwartet: damals

galt es, den noch wilden und rauhen Weg mühsam emporzuklimmen; Felsen und Buschwerk begrenzten ihn auf beiden Seiten und Hecken von wilden Rosen und Brombeersträuche warfen oft neckend ihre grünen stachlichen Arme herüber und hinüber. Aber gerade in der Ueberwindung dieser kleinen Schwierigkeiten lag ein besonderer Reiz. Das mühsam erreichte Ziel lohnt ja mit doppeltem Genuß!

Breunings machten sich also nach diesem Ziele, nach der Ruine, auf. Sie wußten zugleich, daß sie Ludwig dort finden würden. Eleonorens scharfe Augen hatten denn auch den jungen Freund und Lehrer bald erspäht; eben wollte sie ihre Entdeckung mit einem freudigen Ausrufe den Anderen mittheilen, als die Gesellschaft bei dem Umbiegen um eine halbverfallene Mauer auf eine interessante Gruppe traf.

Auf weiches Moos ausgestreckt, lag schlafend ein älterer Mann, von feinem Aeußeren in Zügen und Kleidung. Zwei ganz junge Leute, die augenscheinlich Zwillingsbrüder waren — denn sie glichen sich wie ein Ei dem anderen — saßen vor ihm. Beide hatten Hefte auf ihren Knieen liegen und trugen eben mit solcher Emsigkeit Zeichnungen in dieselbe, daß sie die Herantretenden gar nicht bemerkten. Das Sonderbare dabei aber war, daß der eine der jugendlichen Künstler die Blicke nach dem herrlichen Siebengebirge richtete, während der Andere dieser wundervollen Aus-

sicht den Rücken kehrte und unverkennbar mit der Portraitirung des schlafenden Mannes beschäftigt war.

„Fertig!" — rief jetzt der Letztere triumphirend und so laut, daß der Schlafende erwachte; .... aber in demselben Augenblick sprang dieser auch mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung auf, und der Hofräthin beide Hände entgegenstreckend, rief er:

„Frau von Breuning? .... Ist es möglich? .. O welch' allerliebstes Zusammentreffen!"

Aber auch Frau von Breuning war überrascht genug; denn vor ihr stand ihres verstorbenen Mannes bester Freund und Jugendgenosse, der würdige Churcölnische Hofkammerrath von Kügelgen, der in früheren Zeiten so manche Stunde, so manchen Tag in ihrem Hause verlebt. Wie natürlich hieß auch sie ihn freudig willkommen.

„Aber", — sagte sie dabei mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, — „wie kommt es, daß ich Sie hier finde? Ich will nicht hoffen, daß sie schon in Bonn waren, ohne unser Haus aufzusuchen?"

„Ich würde dies morgen gethan haben!" — entgegnete der Hofkammerrath, — „denn heute Abend noch denken wir in Bonn einzutreffen."

„Und was führt Sie zu uns?"

„Die Ausbildung meiner Söhne!" — entgegnete Herr von Kügelgen, indem er die Zwillingsbrüder herbeiwinkte und vorstellte: — „Gerhard und Karl!

Sie sollen mir das Bonner Jesuiten-Gymnasium besuchen"*).

Frau von Breuning reichte bei diesen Worten des Vaters den beiden Genannten ihre Hand. Ihrem scharfen Blicke entging es aber dabei nicht, daß Gerhards Augen sich feuchteten und Karl mit einem unterdrückten Seufzer zu Boden sah.

„Ihr trennt Euch wohl ungern von Eurem Vater?" — frug sie daher milde. Die Knaben bejahten es kopfnickend; der Hofkammerrath aber sagte:

„Der Hauptschmerz ist ein anderer: sie möchten beide gern Maler werden, da ihnen die Natur schöne Anlagen für diese Kunst mitgegeben hat. Ich aber habe sie nach reifer Ueberlegung zu dem Studium der Medicin und der Rechtswissenschaft bestimmt."

„Und warum?" — frug Frau von Breuning, — „wenn sie doch ihr innerer Trieb zur Kunst drängt?"

„Weil es mit der Kunst eine eigene Bewandtniß hat;" — entgegnete der Hofkammerrath. — „Niemand kann den wahren Künstler mehr ehren, die ächte Kunst

---

*) Historisch. Gerhard und Karl von Kügelgen wurden 1785 von ihrem Vater, dem Churcölnischen Hofkammerrath von Kügelgen, ihres heftigen Triebes zur Malerei ungeachtet, auf das Jesuitengymnasium nach Bonn gebracht, um hier zu studiren. Gerhard wurde demohnerachtet mit der Zeit ein sehr geschätzter Historien- und Portrait-, Karl ein nicht minder berühmter Landschaftsmaler.

höher stellen, als ich. Vor einem Manne, der Künstler im Sinn und im Geist des Wortes ist, ziehe ich meinen Hut tief ab; dagegen ist Halbheit in der Kunst das Jämmerlichste, was es geben kann! ... und ... wie Viele bringen es denn zur Vollendung?"

„Aber kommt es denn hier nicht auf einen Versuch an?" — wandte Gerhard von Kügelgen schüchtern ein.

„Der dann die schönsten Jahre des Lebens kostet!" — rief der Vater ernst und streng, — „und am Ende doch zu nichts Ersprießlichem führt. Dann ist jede andere Carriere verdorben, die Bestimmung des Lebens verfehlt, der Charakter verschroben."

„Urtheilen Sie nicht zu streng?" — sagte die Hofräthin.

„Nein, nein!" — entgegnete Herr von Kügelgen. — „Ich kenne das! So ein jugendlich sprudelnder Kopf bildet sich dann bei dem kleinsten Erfolge ein: er sei ein Genie. Dieser Geniestolz aber verrückt ihm die Begriffe von dem Werth der Dinge, der Welt und dem Leben! Jede bürgerliche Einrichtung wird getadelt, alles Conventionelle verachtet und auf Mäßigkeit, Häuslichkeit und Sitteneinfalt mit Geringschätzung herabgeschaut, während man seine eigenen Launen und schiefen Begriffe als Genialität auf den Thron erhebt."

„Und sollte dies bei Allen der Fall sein, die sich der

Kunst widmen?“ — frug hier Freund Ries nicht ganz ohne den Ton des Vorwurfs.

„Behüte Gott!“ — rief der Hofkammerrath. — „Ich spreche ja nur von Jenen, die sich Künstler dünken und keine sind.“

„Aber die jungen Leute scheinen viel Freude am Zeichnen zu haben?“ — fragte jetzt Frau von Breuning und bat Gerhard und Karl um ihre Hefte. Beide zögerten ein wenig; sie schienen eingeschüchtert. Als aber der Vater ihnen beistimmend zunickte, reichten sie dieselben hin.

Jetzt drängte sich die ganze Gesellschaft und mit ihr Ludwig, der sich unterdessen wieder zu ihr gefunden, um die Zeichnungen. Sie waren in der That recht hübsch und verriethen wirklich schöne Talente. Die jungen Leute fanden sie sogar ausgezeichnet. Vater Kügelgen schüttelte aber bei allen Lobeserhebungen den Kopf und sagte:

„Gerhard und Karl mögen dies Talent immerhin zu ihrem Privatvergnügen benutzen; ich wünsche und verlange aber, daß sie Medicin und Jurisprudenz studiren; weiß auch, daß sie als gute Söhne dem Wunsche und Willen des Vaters gerne nachkommen.“

Die beiden jungen Leute bejahten dies, wenn auch, wie man sah, mit schwerem Herzen.

„Nun denn“, — fiel hier Frau von Breuning ein, indem sie mit feinem Tacte dem Gespräche eine

andere Richtung gab, — „jedenfalls behalten wir Ihre Söhne in Bonn. Sein Sie versichert, daß sie in unserem Hause stets eine zweite Heimath finden werden.“

„Darum wollte ich Sie gerade recht herzlich bitten!“ — entgegnete der Hofkammerrath. — „Unter Ihrer liebevollen Aufsicht und in dem Kreise der Ihren, weiß ich meine Kinder sicher geborgen.“

Der alte Herr erging sich nun in Erinnerungen schöner Stunden, die er einst im Breuning'schen Hause verlebt, während sich die jungen Leute gegenseitig miteinander bekannt machten. Es war dies allerdings Anfangs nicht so leicht, da Gerhard und Karl eine gewisse Schüchternheit, ein sichtbar gedrücktes Wesen zu überwinden hatten. Stephan und Christian von Breuning kamen den Beiden aber so herzlich entgegen, daß auch dies Hinderniß bald überwunden war. Nur Ludwig blieb ernst und verschlossen.

Seine Gedanken weilten den ganzen Abend noch in anderen Sphären. Und doch hatte das Schicksal hier die Keime zu einem wunderbar schönen Bunde gelegt, der alle die hier schlagenden jugendlichen Herzen für ein ganzes Menschenleben vereinigen sollte. So leise und leicht würfelt oft ein anscheinender Zufall die Geschicke der Sterblichen zusammen.

Ein prächtiger Sonnenuntergang vereinigte endlich die Gesellschaft wieder. Das ganze Siebengebirge schimmerte in einem wahren Alpenglüh'n, das der

Rhein zauberhaft zurückspiegelte; während in Westen die Sonne wie eine Königin hinter den waldigen Bergen hinabsank. Alle standen lange schweigend vor Entzücken. Endlich rief Christoph von Breuning:

„Ist das nicht göttlich? Ist das nicht die Poesie der Poesie? Wo wäre ein Mensch, der herrlicher dichten könnte, als hier vor unseren Augen die Natur dichtet? Alles vergeht in der Welt, ... Alles sinkt hinab in den Ocean der Vergangenheit, ... auch das Größte, das Schönste, das Herrlichste! Aber wie erhaben, wie himmlisch schön muß es sein, so hinabsinken zu können, wie dort die goldene Sonne. Sie hat ihr Tagewerk vollbracht; sie hat Licht und Wärme, Glück und Segen, Leben und Lust über eine Welt verbreitet; — sie hat Tausende und Millionen Keime geweckt; sie hat gehegt, gepflegt und gereift ... und nun, da es Abend wird und ihr Lauf sich endet, blickt sie noch einmal — im frohen Bewußtsein ihres segenreichen Wirkens — auf ihr Tagewerk zurück, lächelt zufrieden und sinkt ruhig, groß und erhaben der ewigen Nacht in die Arme!"

Christoph glühte, während seine Augen weit geöffnet im Lichte jugendlicher Begeisterung strahlten und sein Herz laut und ungestüm pochte. Die Mutter sah es mit Freuden. Dies poetische Element, dem ihre beiden Söhne nicht fremd waren, blieb ihr stets ein Trost. Wessen Seele fähig ist, sich auf den Schwingen

einer reinen poetischen Weltanschauung über die Trivialitäten des Lebens zu erheben, der geht nie verloren.

„Sie nennen diesen herrlichen Sonnenuntergang ein Gedicht!" — sagte jetzt schüchtern einer der beiden Kügelgen, — „aber sicher ist es dann ein Gedicht von Farben und Licht: das heißt, ein großes, wundervolles Gemälde, zu dem Gott selbst die Farben gemischt hat und den Pinsel führt. Worte können das, was wir hier sehen, doch nie wiedergeben."

„Und ich", — rief jetzt Ludwig van Beethoven — „ich nenne es ein Aufjauchzen der Schöpfung ... eine Symphonie der Symphonieen ... einen Zusammenklang des Jubels der ganzen Welt! .... Das Allegro des Lebens ist verrauscht; in dem sanften Verglühen der letzten Strahlen klingt es elegisch, wie in wundervollem Adagio zu uns herauf: ein Lebewohl! ein Friede, Friede! — Aber lichte Wölkchen, von neckischen Winden getragen, umspielen die Scheidende in munterem Scherzo, bis sich — mit dem Versinken der Königin des Tages — alle Schleusen der Tonwelt öffnen und in unaussprechlich großartigen Modulationen zu einem majestätischen Finale erheben. O, wie das rauscht und wogt und klingt, ein jubelndes Unisono der Schöpfung ... wie das Herz und Kopf und Brust bis zum Zersprengen erfüllt! — — Ja! ... wer das ... so wiedergeben könnte!"

„In seiner ganzen Fülle, Wahrheit und Größe ...

nur Gott, der Ewige, allein! aber der Mensch kann und soll in Poesie, Malerei und Musik nach ähnlich vollendeten Ausdrücken streben!" — sagte hier eine milde, aber ernste Stimme in einer an das Oesterreichische hinstreifenden Mundart.

Alle wandten sich verwundert um. Hinter ihnen stand ein Mann in einfachem grauem Anzuge, von mittlerer Größe, stark und untersetzt. Aus seinen großen blauen Augen strahlte unverkennbar der Abglanz einer edlen Seele. Seine Züge waren offen und einnehmend, die Nase sanft gebogen, der Mund wohlgebildet, die Stirne hoch.... es war Churfürst Maximilian Franz. Wie er oft zu thun pflegte, hatte er ganz allein einen Spaziergang nach Godesberg gemacht, wo selbst ihn namentlich die Drait'scher Mineralquelle anzog, deren Hebung er beschlossen hatte. Auf der Ruine angekommen, fand er die Gesellschaft in der Bewunderung des herrlichen Sonnenunterganges und dem darauf bezüglichen Gespräche vertieft. Die Aeußerungen der jungen Leute freuten ihn, und so mischte er sich mit der ihm eigenen Leutseligkeit in das Letztere.

Aber erkannt, wies er auch jetzt alles ceremonielle Wesen zurück. Ries, den er als Kammermusikus und Director seiner Capelle oft sah und sprach, mußte ihm die Anwesenden vorstellen. Als dieser Ludwig van Beethoven nannte, klopfte der Churfürst dem jungen Manne freundlich auf die Achseln und sagte:

„Ich denke, der heutige schöne Sonnenuntergang soll ein Sonnenaufgang für ihn, lieber Beethoven werden. Es hat mir gefallen, was er gesagt. Ich liebe die Seele eines jungen Künstlers voll Ideale, seinen Geist voll kräftigen Strebens. Daß er tüchtig ist, weiß ich durch Graf Waldenfels, der mir ihn als Hoforganist empfohlen hat. Komm er morgen Nachmittag drei Uhr in die Kabinetskanzlei, und hole er dort sein Anstellungsdecret" *).

Bei diesen Worten grüßte Maximilian Franz die Gesellschaft mit freundlichem Kopfnicken und trat seinen Heimweg an.

Ludwig war es wunderbar zu Muthe .... da schrieen plötzlich mehrere Stimmen: — „Der Adler!" — „Der Adler!" — In diesem Augenblicke flog der Vogel von der Zinne des Thurmes wieder auf und erhob sich mit gewaltigem Flügelschlage noch einmal zu den Höhen des jetzt allmälig dunkelnden Himmels.

Alle schauten ihm nach, bis er verschwunden war, — auch der junge Beethoven; aber als die ganze Gesellschaft nun glückwünschend auf ihn eindrang, hörte er kaum, was die Freunde sagten. Worte hatte er nicht; er drückte nur Jedem die Hand, und blieb auf dem ganzen Heimwege, so lustig und aufgeweckt die ganze Gesellschaft auch war, still und in sich gekehrt.

*) A. Schindler: S. 19. Wegler und Ries: S. 12. J. A. Schlosser: „L. van Beethoven." S. 26.

Churfürst Maximilian Franz und sein Hof.

Ein Fürst von erhabenen Talenten und Eigenschaften, ein weiser, staatskluger und wohlthätiger Regent, ein muthiger Verfechter der Rechte der vaterländischen Kirche, ein thätiger Menschenfreund, ein guter Haushalter, ein Verehrer des Verdienstes, ein Gönner der Gelehrten und Künstler, ein einsichtsvoller Kenner der Wissenschaften und ein Mann von festem Charakter war Maximilian Franz Xaver Joseph, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, des heiligen römischen Reiches Churfürst zu Cöln, Hoch- und Deutschmeister und Fürstbischof zu Münster*).

Maximilian Franz, der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia jüngster Sohn, wurde zu Wien den 8. December 1756 geboren, und verrieth schon früh-

*) „Maximilian Franz, letzter Churfürst zu Cöln.“ Von Franz Eugen, Reichsfreiherrn von Seida und Landensberg. (Nürnberg 1803).

zeitig, daß die freundliche Natur ihn mit einem ungewöhnlichen Maße von glücklichen Anlagen, mit einem hellsehenden Verstande, mit Witz, Scharfsinn, froher Laune und Geistesheiterkeit beschenkt habe. Für die Entwicklung und Ausbildung seiner physischen, intellectuellen und sittlichen Kräfte wurde natürlich alle die Sorge getragen, die einem Fürstensohne seines Ranges und Standes gebührt; während ihn sein Vater Franz I. und seine Mutter Maria Theresia durch ihr eigenes Beispiel wahre Tugend und Humanität lehrten.

Der junge Maximilian prägte sich aber auch den Unterricht seiner Erzieher in Herz und Kopf tief ein und eignete sich die edlen Gesinnungen seiner kaiserlichen Eltern um so leichter an, als er schon von Kind auf ein glühendes Gefühl für alles Große, Edle und Gute in seiner Brust trug. Noch in späteren Jahren kam er, wenn ihn das Gespräch dahin führte, gerne auf seine Erziehung und seine Jugendjahre zurück. Sein hoher, reiner Sinn weilte dann mit Liebe auf diesen heitersten Zeiten seines Lebens.

Ausgestattet mit Allem, was ein glückliches, angenehmes Leben, was Liebe, Hochachtung, Ruhm und Glanz verheißt, ging er in seinem achtzehnten Jahre auf Reisen und besuchte in Gesellschaft des Grafen von Rosenberg, nachmaligen kaiserlichen Oberstkämmerers, Deutschland, Frankreich, Holland und Italien.

Was diese Länder in politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht Interessantes darboten, entging seiner feurigen Wißbegierde, seinem forschenden Beobachtungsgeiste und regen Scharfblicke nicht. Er kehrte daher auch reich an Erfahrungen und Kenntnissen aller Art zurück, und wurde sofort der Liebling des Hofes und der Kaiserstadt.

Ueberall gefiel und interessirte er durch sein edles Herz, durch seinen Scharfblick, durch die Unbefangenheit, mit welcher er sich stets der herrschenden Stimmung seiner schönen Seele überließ, durch das kluge und bescheidene Betragen, das er — besonders während der Zwistigkeiten Josephs mit seiner kaiserlichen Mutter — zeigte, und durch sein schönes Aeußere.

Und ein schöner Mann war Maximilian Franz in der That! Jugendfrische und Gesundheit schmückten ihn; aus seinen Zügen sprach Geist, aus seinen Blicken Liebe und Ernst. Aber er war auch einer der liebenswürdigsten Gesellschafter und hierzu machten ihn namentlich Vielseitigkeit des Wissens und ungekünstelte Heiterkeit.

Als der jüngste Sohn seines Hauses, wurde Maximilian Franz frühe dem Kriegsstande gewidmet. So focht er in der baier'schen Erbfolgefehde im Jahre 1773 seinem Bruder Joseph rühmlich zur Seite; entwickelte auch vielversprechende Anlagen, wurde jedoch durch einen Sturz vom Pferde, der eine bedeutende Schwächung des linken Kniees zur Folge hatte, dienstunfähig.

In Folge dessen entschloß sich Maria Theresia, um einen geistlichen Churhut für ihn nachzusuchen. Mit Freuden willfahrte man dem Wunsche der großen Kaiserin, und so wurde er am 7. August 1780 zum Coadjutor von Cöln und zehn Tage später zum Coadjutor von Münster erwählt, in welchen beiden Stiftern er bald darauf durch den Tod des Churfürsten Maximilian Friedrich die Churwürde erhielt. In der Großmeisterwürde des deutschen Ordens war er seinem Oheime seit dem Jahre 1780 gefolgt, und hatte binnen diesem kurzen Zeitraume sein praktisches Talent zum Regieren vielseitig erprobt. Er bewies es jetzt noch schlagender.

Johannes von Müller sagt einmal: Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sei -- die Umstände ändern ja Alles unendlich — als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle mit der ganzen Kraft deiner Seele die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts so hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren!

Dies waren auch die Regierungsgrundsätze Maximilian Franzens. Bildung und Beglückung seiner Unterthanen, schwebte ihm als ein schönes Doppelziel vom ersten Tage seines Regierungsantrittes vor. Seine

Bemühungen gingen also vor allen Dingen dahin: Aufklärung zu verbreiten und alte, durch Herkommen geheiligte Thorheiten und Vorurtheile zu verbannen.

Er bewirkte demnach in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so wie der Hofhaltung die heilsamsten Umgestaltungen und Verbesserungen. Trotzdem aber, daß er dabei viel vorsichtiger und gemäßigter zu Werke ging, als sein Bruder Joseph, traf doch auch er im Anfange auf eine heftige Opposition. Die Menschen sind sich ja überall gleich, und hier wie dort befürchten daher die Trägen und Privilegirten durch die unbedeutendste Neugestaltung die Vernichtung ihrer alten Vorrechte. Maximilian Franzens fester Wille überdauerte indessen den Kampf mit dem Fanatismus des Althergebrachten. Der siebenundzwanzigjährige Churfürst ging mit dem schlichten Sinne, der sein ganzes Wesen durchdrang, unverrückt auf der einmal betretenen Bahn fort und ließ eine neue Schöpfung beginnen, die Leben, Kraft und Wohlstand in die Mitte seiner Länder zurückbrachte, die sich bereits unter der Willkür der früheren Herrscher verblutet hatten.

Die ersten Anordnungen, die er traf, bezogen sich auf das Finanz=, Polizei= und Justizwesen, welches letztere bisher nicht selten die Unschuld nach der Summe und dem Werthe der gespendeten Geschenke beurtheilt hatte, und durch andere gräuliche Mißbräuche verunstaltet war. Er brachte Oeconomie in die Ausgaben,

die er nicht mehr zwecklos an Gegenstände verwendet haben wollte, die kein Bedürfniß des Staates waren. Er verbesserte die Pflege der Gerechtigkeit, vereinfachte den Proceßgang und verhinderte unwürdige Chikanen. Namentlich schön bekundete sich seine Gerechtigkeitsliebe aber darin, daß er den leisesten Eingriff in das Heiligthum der Dienstpflicht streng bestrafte. „Staatsdiener", sagte er oft, „können sich nie lebhaft genug von der Wahrheit durchdringen lassen, daß sie der Trost und nicht die Geißel der Regierten sein sollen!" Aber er sagte dies nicht nur, er ging auch selbst durch sein schönes Beispiel voran und belebte seine Beamte durch den ihm eigenen Geist des Fleißes, der Ordnung und der Redlichkeit.

Wenn ferner unter seinen schwachen Vorgängern der Hof einem wahren Gasthause ähnlich sah — indem dort tagtäglich eine kostbare Tafel von dreißig und mehr Gedecken gehalten ward — so bestimmte Maximilian Franz nun einen genauen Haushaltungsplan, vermöge dessen die churfürstliche Tafel — zum Verdrusse eines ganzen Schwarmes junger, müssiger Edelleute, die bisher auf Kosten des Landes zu schwelgen gewohnt waren — auf zehn bis zwölf Personen eingeschränkt und zugleich alle mit den Hofwagen und Hofpferden bisher getriebenen Mißbräuche abgeschafft wurden. Was vormals tagtäglich geschah, geschah jetzt nur an Festen und großen Courtagen.

Auch um die Hebung und Verbreitung der Wissenschaften erwarb er sich großen Ruhm. Ueberzeugt, daß nur durch eine zweckmäßige und gediegene Erziehung und eine entsprechende, geistige Ausbildung die Religion wahre Verehrer, die Kirche würdige Diener und der Staat brauchbare Geschäftsmänner, treuer nützliche Bürger und rechtschaffene Familienväter erhält, war die Einführung einer besseren Schulverfassung und die Herstellung akademischer Studien, einer der ersten und wichtigsten Gegenstände seiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit; ja der schönste Gedanke, der ihm vorschwebte, war die Gründung einer Universität in Bonn. Von dem ersten Tage seiner Regierung an belebte Maximilian Franz diese ihm von seinem Vorfahren überkommene Idee, und schon hatte er einen nahe vor der Stadt gelegenen weitläufigen Garten angekauft, der nach seinen eigenen Angaben in einen botanischen Garten umgewandelt wurde. Auf seinen Befehl mußte ferner in der kostbaren, die Meisterwerke der Literatur aller Nationen enthaltenden Hofbibliothek, ein eigener Saal mit allen Bequemlichkeiten zum Lesen und Schreiben für Wißbegierige hergerichtet werden. Er selbst begab sich alsdann öfters dahin, und ließ sich von dem wackeren Bibliothekar das Verzeichniß der Lesenden vorlegen, so wie er sich selbst mit den Wissenschaften mehr und mehr vertraut machte.

Bei soviel Geist und tiefgeistigem Streben war es wohl natürlich, daß an dem Churfürstlichen Hofe um jene Zeit ein höchst angenehmer, feiner und doch auch liberaler, von den Fesseln eines übertrieben steifen Ceremoniels freier Ton herrschte. Es bekundete sich dies schon äußerlich dadurch, daß mit des jungen Churfürsten Auftreten, die kostspieligen Hofkleider sofort verschwanden, und einer ganz einfachen Hofuniform Platz machten. Maximilian Franz trug diese schlichte Kleidung sogar meistens selbst; ein schöner Beweis, daß er, über Eitelkeit erhaben, nicht in dem leeren Schimmer einer üppigen Verschwendung seine Größe suchte, sondern darin, daß sein Aufwand seinen Unterthanen nicht zur drückenden Last werde.

So kam es, daß, während um jene Zeit an den übrigen größeren und kleineren Höfen Deutschlands eine, alles geistige Leben erdrückende Etiquette herrschte, in Bonn jeder lästige und kindische Zwang verbannt war. Aber bedurfte man denn hier auch eines künstlichen Nimbus? — Gewiß nicht! Das herablassende, freundliche Betragen des jugendlichen Regenten gegen Jedermann, gewann dem vortrefflichen Fürsten die Herzen Aller. Die bescheidene Bitte, die gerechte Beschwerde fand bei ihm jederzeit ein offenes Ohr, eine offene Seele.

Jeder durfte sich ihm täglich von 8 bis 9 Uhr Morgens nähern und sein Anliegen mündlich oder schrift-

lich eröffnen. Die Antwort erfolgte dann entweder sogleich, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, des anderen Tages, an welchem sie der Bittende Nachmittags 3 Uhr in der Kabinetskanzlei abholen durfte.

Selbst die Schattenseiten in dem Charakter dieses merkwürdigen Mannes gingen aus seinen Vorzügen hervor. Das Selbstbewußtsein seiner Fähigkeiten und seines guten Willens machten nämlich Maximilian Franz oft blind gegen die guten Rathschläge der trefflichsten Männer seiner Umgebung. Eigenwille trübte dann wohl seinen sonst so klaren Blick, während eine allzugroße Selbstständigkeit auf diese Weise seinen Regierungsmaßregeln häufig den Stempel der Einseitigkeit aufdrückte.

Ein Glück war es daher, daß seine nächste Umgebung aus wackeren und verständigen Männern bestand: wie die Minister von Waldenfels und von Forstmeister, Geheimerath von Verswordt und Staatsreferendar Cramer von Clausbruch.

Der bedeutendste von diesen war unstreitig Gräf Waldenfels, Deutschordensritter*) und Liebling des Churfürsten; ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und ein Beschützer und Pfleger der Künste, wie man sie selten findet. Namentlich war es die

*) Später Deutschordens-Commandeur zu Virnsberg und Kämmerer des Kaisers von Oesterreich.

Musik, die der Graf leidenschaftlich verehrte und liebte. Er galt hier nicht nur für einen gediegenen Kenner, sondern übte sie auch praktisch mit viel Geschick; während er auf der anderen Seite, als freigiebiger Mäcen, jedes aufkeimende Talent zu heben und zu unterstützen stets mit Freuden bereit war. Der junge Beethoven hatte die schlagendsten Beweise hierfür in Händen, und auch seine jetzige Anstellung als Churcölnischer Hoforganist war ja auf besondere Verwendung und Befürwortung des Grafen Waldenfels erfolgt. Aber Ludwig verehrte den Grafen auch wie einen Vater*).

Heute nun sollte er seinen Gönner und Wohlthäter nach längerer Zeit wiedersehen; denn Waldenfels war seit den zwei Monaten, seit welchen Ludwig die Anstellung als Organist angetreten, in Regierungsgeschäften verreist gewesen, — und heute gerade war der junge Beethoven auch das erstemal zu einer Kammermusik nach Hofe beschieden. Er trat eben aus der Fürstenstraße durch das große dreifache Portal in das Schloß ein, als Vater Ries in Gesellschaft eines jungen Mannes um die andere Ecke bog. Der Director begrüßte Beethoven herzlich und stellte ihm seinen Begleiter als einen jungen, seit gestern an dem churfürstlichen Theater engagirten Schauspieler und Sänger vor.

---

*) Beethoven widmete ihm später die Sonate in C dur, Opus 53.

„Herr Lux ist ein prächtiger Junge!" — sagte Ries dabei. — „Vor einem halben Jahre ist er dem Kloster und dem Mönchsthume entsprungen und morgen Abend werden Sie ihn als den köstlichsten Komiker der Welt in Ditters „Doktor und Apotheker" bewundern. Es giebt keinen famöseren Stössel!"*)

„Nun!" — versetzte Ludwig, indem er den jungen Mann grüßte, — „zu einem Klosterleben scheinen Sie mir allerdings nicht gemacht. Der Schalk sitzt in ihren Zügen."

„Wer weiß, ob der Schein nicht trügt," — entgegnete der junge Komiker. — „Freuen Sie sich nicht zu früh auf meine Heldenthaten. Indeß soviel ist allerdings gewiß: wenn ich an einem Tage nicht heiter war, sage ich mit Titus: Diem perdidi!"**)

„Aber trägt man Ihnen den seltsamen Sprung aus dem Kloster auf die Bühne nicht nach, zumal hier an einem geistlichen Hofe?" — frug jetzt Ries, indem sie in das Schloß traten.

„Darum kümmere ich mich so viel, als der Maikäfer um die Naturgeschichte!" — sagte Lux, und der trockene Ernst, mit dem er es sagte, machte seine beiden Begleiter unwillkürlich lachen.

---

*) Lux, später als Komiker in Mainz und Frankfurt berühmt — seine Büste zierte lange Jahre das Proscenium des Frankfurter Theaters — war in der That dem Kloster entsprungen.

**) „Ich habe einen Tag verloren."

Ludwig betrachtete den jungen Mann jetzt von der Seite genauer. Es war eine gedrungene, ziemlich kleine, aber kräftige Figur, deren Beine allerdings gerader hätten sein dürfen. In den derben Zügen spiegelte sich etwas von Natur Grotesk-komisches, was den Anschauer unwillkürlich zum Lächeln zwang, selbst wenn anscheinend Ernst in dem Gesichte lag. Auch der Blick sagte beständig: wenn der Mund aufgeht, kommt eine Schnurre; den Blick aber unterstützte eine Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, wie sie Ludwig noch an keinem Menschen gewahrt hatte. Lux durfte nur den einen Nasenflügel oder die Ohren bewegen, nur eine Zuckung der Mundwinkel eintreten lassen und der Ernst eines Kaunitz, eines Philipp von Spanien hätte nicht Stich gehalten.

Darum schwieg man auch von Seiten des Klosters über sein Entspringen: waren doch, so oft er nur den Mund bei dem Absingen der kirchlichen Lieder aufgethan, sämmtliche Mönche zum allgemeinen Aergerniß in Lachen ausgebrochen; ja es kam durch ihn — selbst ohne seine Absicht — ein solch frivoler und toller Ton in dem Kloster auf, daß der Abt froh war, als man ihm die Nachricht von dem Entspringen des Novizen brachte.

Lux war aber auch für die Bühne und das grotesk-komische Fach geschaffen, und sein Vater der ihn, — freilich in Folge eines Gelübdes — für das Kloster

bestimmt hatte, mußte wirklich mit leiblicher und geistiger Blindheit geschlagen sein, als er das Vorhaben ausführte; denn bei Lux entsprach auch das Innere dem Aeußeren. So wenig seine Züge Geist verriethen, so viel Witz und Laune besaß er. War er in guter Gesellschaft und aufgelegt, so sprudelten die drolligsten Einfälle, die freilich oft etwas derb herauskamen. Nur eines war Schade: der Geist ging bei ihm nach Außen, nicht nach Innen; er perlte aufsteigend wie Champagner, aber das ganze Wesen des jungen Mannes war eben auch so leicht und flüchtig wie Schaumwein. „Un coeur sans amour est comme un regiment sans tambour!“ war sein Motto, seit er Welt und Leben außerhalb des Klosters kennen gelernt hatte, und, bei Gott! er machte diesem Wahlspruch Ehre. Lux lebte dem Leben und der Kunst, das heißt, er verflocht, so jung er war, mit einer wahren Kunst zu leben sein Dasein durch und durch mit der ewigen Heiterkeit, welche ihm naturwüchsig aus seinem Innersten und aus der Kunst selbst zuströmte. Dabei war er, wenn man sich an seine derbe Offenheit und Natürlichkeit gewöhnt hatte, der köstlichste Gesellschafter, den man sich denken kann .... frisch, froh, frei und ohne alle Falschheit. Es gibt Menschen, welchen man es sogleich an den Augen ansieht, daß sie Scherz und Lachen für die Würze des Lebens halten, und dies sind in der Regel die besseren. Lux gehörte zu dieser Gat-

tung, und sagte wohl selbst, wenn man von seiner Heiterkeit sprach: „Fröhliche Menschen sind nicht blos die glücklichsten, sondern auch in der Regel die besten: ohne Neid und Grämelei, die dem Schlechten gern aus dem Wege gehen. Nur Narren oder Schwachköpfe schneiden immer ernste Gesichter; wie die Auster, die Eule und der Esel die ernstesten Thiere sind!"

Von allem dem konnte Ludwig van Beethoven jetzt freilich noch wenig entziffern. Der erste Eindruck, den der junge Mann auf ihn machte, war indessen gerade kein günstiger: das Derbe in dem Wesen des Fremden stieß ihn zurück; während ihn das Groteske der Erscheinung fast peinlich berührte. Hielt es doch ohnedem jedem Fremden schwer, die Verschlossenheit Ludwigs zu durchbrechen; da er, trotz seiner Jugend, stets unzugänglicher erschien, als es gut war.

Uebrigens kam es ja auf eine Annäherung hier auch gar nicht an. Es war eine Vorstellung, eine Begrüßung und weiter nichts. Ludwig hörte daher der Unterhaltung zwischen Ries und Lux auch weiter fast gar nicht zu, und diese verbot sich ohnehin bald von selbst, als man in den Concertsaal trat. Es war dies der Gartensaal am westlichen Ende des Schlosses*).

Noch war das weite prächtige Gemach mit seinen

*) Derselbe, in welchem sich jetzt das Museum rheinisch-westphälischer Alterthümer befindet.

colossalen Kronleuchtern und venetianischen Spiegeln fast leer, nur hie und da standen kleine Gruppen vornehmer Herren und Damen bei einander, oder man ging zu zweien leise sprechend auf und ab. Für Ludwig war die Erscheinung neu, denn er war ja zum erstenmale bei Hofe; aber sie machte durchaus nicht jenen imponirenden und beengenden Eindruck auf ihn, den sie vielleicht auf jeden anderen jungen Menschen gemacht haben würde. Im Gegentheile, es war dem jungen Beethoven, als sei er schon tausendmal hier gewesen ... als sei er hier zu Hause.

Bedeutende Persönlichkeiten haben für imponirende äußere Eindrücke immer ein Gegengewicht in dem Gefühle des eigenen Werthes. Ludwig war damals noch lange keine großartige Erscheinung im Gebiete der Musik; er war noch sehr jung, und wenn auch in der That schon Künstler auf Clavier, Violine und Orgel, doch immer noch Neuling in der musikalischen Welt; er überhob sich auch nicht in dünkelhaftem Stolze .... aber ... es lag doch schon ein gewisses Bewußtsein schlummernder Größe in ihm — ein Bewußtsein, das ihn hob, das ihm sittliche Kraft verlieh, das, ohne seinen Willen und sein Zuthun, dominirend auf seine Umgebung einwirkte, das ihn auch hier wie zu Hause sein ließ.

Schon die äußere Erscheinung dieses jungen Mannes hatte für Andere etwas Bewältigendes. Seine Figur war untersetzt und kräftig — die eines jungen Grie-

chen; wie der Franzose sagt: „homme taillé à l'antique"*). Und mit den Griechen und Römern lebte er ja auch beständig in geistiger Beziehung, als ob er zu ihnen gehöre; ja der altgriechische Freiheitssinn, genährt durch das Studium griechischer Classiker, durchglühte nicht allein sein jugendliches Herz, er sprach auch mit Lichtblitzen aus seinen Augen, deren tiefer, bedeutungsvoller Blick etwas wunderbar Bezauberndes hatte. Schön waren seine Züge sonst nicht; es lag etwas zu Ernstes, zu Herbes in ihnen, was selbst die Frische der Jugend nicht mindern konnte. Dagegen hatte, wenn man ihn genau betrachtete, die hohe, gedankenvolle, von einem gewaltigen Haarwuchs umschattete Stirne etwas königliches. Wenn man Ludwig ansah, mußte einem unwillkürlich der Gedanke kommen: auf diese Stirne gehört eine Krone oder ein Lorbeerkranz! Und wahrlich! Ehrgeiz, im edleren Sinne des Wortes, saß genug darunter, Festigkeit und Entschiedenheit sogar zu viel, da sie gar häufig Eigensinn und Starrköpfigkeit wurden; aber auch ein gigantischer Drang, Großes und Herrliches zu werden, zu sein und zu schaffen!

Eine solche Persönlichkeit befand sich natürlich in der Hofluft nicht wohl; indeß sie drückte ihn auch nicht nieder. Die Menschen aber, die hier zu athmen ge-

*) Alexandre Oulibicheff: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs." p. 69.

wohnt waren, kamen ihm — zum Theil wenigstens — entsetzlich klein vor. Und sollte er, nach dem, was er hörte und sah, anders urtheilen? Ganz nahe vor ihm standen ja zwei junge Kammerherrn, deren nach der neuesten Mode bis in's Kleinlichste ausstaffirtes Aeußere und nichtssagende Gesichtszüge schon genug gesagt haben würden. Unseligerweise mußte der junge Beethoven aber auch noch ihr halblaut geführtes Gespräch hören.

„Barbchen!“ — sagte eben der eine zu dem anderen, — „ich zittere vor Erwartung.“

„Warum?“ — frug jener, — „doch nicht in Erwartung des Concertes?“

„Bewahre! bewahre!“ — rief der erstere, indem er auf beiden Füßen tänzelte und sich mit unaussprechlich nichtssagender Miene und seichtem Lächeln die Hände rieb. — „Das Concertchen wird wieder zum sterben langweilig werden. Mein Churfürstchen hat nun einmal das unselige Leidenschaftchen, nur sogenannte classische Musik aufführen zu lassen.“

„Schrecklich! schrecklich!“

„Epouvantable! Wenn man nur Tänzchen, Arietten und dergleichen nette Sächelchen aufführte, das wäre doch noch etwas; aber die Quatros, die langweiligen Symphonien von Haydn! Es ist zum umkommen!“

„Aber, lieber Herr von Wöls, Sie sagten ja doch, daß Sie vor Erwartung zitterten.“

„Freilich, freilich! mon cher. . .“

„Nun?“

„Fräulein von Bornstätt kommt.“

„Und Ihre Geheimeräthin? was wird die sagen?“

Herr von Wöls zuckte mitleidig die Achseln, dann sagte er mit Selbstbewußtsein und süßem Lächeln:

„Meine Geheimeräthin muß sich trösten. Wer Wöls zum Cavalierchen hat, darf kein eifersüchtiges Närrchen sein.“

„Ach! Sie Schmetterling!“

Wöls lachte unendlich glücklich und geschmeichelt in sich hinein. Dann tänzelte er wieder, rieb sich die in feine weiße Handschuhe gehüllten Hände und sagte:

„Und dann freue ich mich auf noch etwas Anderes!“

„Und das wäre?“

„Auf die neuen Moden, die heute erscheinen! Barönchen! Liebes Barönchen! haben Sie den neuesten Bericht gelesen?“

„Noch nicht!“

„Noch nicht!“ — rief Wöls erstaunt. — „Wie ist das möglich? Wenn morgens mein Kaffeechen kommt, ist mein erstes Tagewerk den Modebericht zu lesen. Man hat dann für das ganze Tägelchen etwas zu denken.“

„Und was gibt es jetzt Neues?“

„Viel, viel!“ — rief Wöls mit wichtiger Miene. — „Die Phantasie der herrschenden Göttin zeigt sich besonders in dem Haarschmuck der Damen: schwarzer Sammt mit rosa Atlas, Straußfederchen dazwischen

à la Marie Antoinette! ... steht prächtig! ... Dann als Schmuck Perlen ..."

„Perlen?" -- wiederholte der Andere gedehnt und mit einer Art Leichenbittermiene.

„Bedeuten allerdings Thränen!" — ergänzte Herr Kammerherr von Wöls ebenfalls bedeutsam, — „aber die Majestät von Frankreich haben es einmal aufgebracht, und Perlen sind doch ein gar schönes Schmückchen. Jetzt sind sie die feinste Zierde der coiffures allongés. Ob sie die göttliche Vornstätt heute trägt?"

Und Wöls sah sich sehnsüchtig schmachtend um, ob die Angebetete noch nicht eingetreten sei; aber der Saal war immer noch ziemlich leer. Er wandte sich daher wieder zu seinem Gefährten und fuhr in dem begonnenen wichtigen Berichte fort:

„Eine andere Art von großem Staat ist ein mit Gold und Silber gesticktes Tüchelchen — Fichu — welches die Dämchen turbanartig bilden."

„Und die Shawls?"

„Von allen Arten und Farben, man hat die Dingelchen von ungeheurer Größe!"

„Und der Mignon-Schmuck?"

„Perlchen! alles Perlchen! Die Halsbänder nach der neuesten Mode haben vorn ein ovales, vier oder sechseckiges Plättchen, das an zwei goldnen Kettchen hängt und ebenfalls mit feinen Perlchen besetzt ist. Unter den Edelsteinchen ist der Saphir oben. Die jungen

Herrchen tragen Röckchen mit Knöpfchen von mittelmäßiger Größe, concav und von Gold ..."

Hier entfernten sich die beiden Herren von dem Orchester.

„Aber um des Himmels Willen!" — rief jetzt Ludwig so laut, daß Ries ihm beschwichtigend zuwinkte — „wer ist denn dieser fade Mensch?"

„Kammerherr von Wöls," — entgegnete der Capellmeister.

„Und solche Menschen duldet der Churfürst an seinem Hofe?" — frug Ludwig indignirt weiter.

„Er hat sie soviel als möglich bei Seite geschafft!" — sagte Ries, — „und durch tüchtige und verdienstvolle Leute ersetzt; allein alle konnte er noch nicht entfernen. Uebrigens blüht Herrn von Wöls ebenfalls bald die Entlassung."

„Wieso?"

„Es versteht sich wohl von selbst, daß ein so geistreicher Herr, wie Max Franz, einen solchen Menschen nicht leiden mag; aber der gute Wöls hat auch noch eine liebenswürdige Gewohnheit, die den Churfürsten doppelt erbittert: einmal, weil er alles versteckte und hinterlistige Wesen haßt, und dann, weil ihm Sparsamkeit angeboren ist."

„Und was ist das für eine Gewohnheit des Kammerherrn?"

„Ei nun!" – sagte Ries lächelnd, – „Wöls füllt sich,

so oft er bei Hofe speist, alle Taschen heimlich mit Backwerk, feinen Confectüren und ausgesuchtem Obst, um damit seiner bella donna, der Geheimeräthin von Arnoldi, seine zärtliche Aufmerksamkeit zu beweisen."

„Nicht sehr kammerherrlich!" — meinte Ludwig van Beethoven. — „Wissen Sie aber, lieber Ries, daß ich Studien an diesem Menschen gemacht habe?"

„So? und welche?"

„Man kann die Charaktere der Menschen nach der Art wie sie lachen entziffern."

„Nicht so übel!" — meinte Ries. — „Ich habe in der That noch so kein grenzenlos fades Lächeln gesehen, als das des Kammerherrn."

„Sicher!" — fuhr Ludwig fort — „und dabei stirbt dieses Lächeln nie. Ich glaube, er lacht auch noch, wenn er einem Andern den Tod seiner Mutter oder seiner Geliebten verkündet. Ist das nicht die ausgeprägteste Oberflächlichkeit und Eitelkeit ohne Herz und Gemüth? — Verkündet freches Lachen nicht den rohen und dummen Menschen? — ein herzliches Gelächter Kindlichkeit und Reinheit der Seele? — Und wie schön spiegelt sich in dem Lächeln eines bedeutenden Menschen sein geistiges Leben, sein edler Charakter, die Ruhe und Klarheit seiner inneren Welt. Ich hätte Platon mögen lächeln sehen."

„Sie werden jetzt wenigstens an dem edlen Max

Franz ihre Studien machen können!" — sagte Ries mit gedämpfter Stimme — „er tritt eben ein!"

In der That öffneten sich jetzt die Flügelthüren des Haupteinganges und der Churfürst erschien, gefolgt von den Ministern von Waldenfels und von Forstmeister, dem Geheimerath von Berswordt, dem geistlichen Staatsreferendar von Clausspruch und einer Reihe von anderen Cavalieren und Hofchargen. Die Menge, die sich unterdessen in dem Saale eingefunden hatte, gerieth in Bewegung und bildete sofort ein lebendiges, flimmerndes und blitzendes Spalier zu beiden Seiten eines breiten Weges.

Maximilian Franz grüßte mit der ihm angeborenen Freundlichkeit und Leutseligkeit und schritt dann langsam die breite Gasse entlang, rechts und links mit den anwesenden Herren und Damen einige artige Worte wechselnd. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge war dabei, wie immer, offen und einnehmend, doch erlosch mitunter seine Freundlichkeit schnell, wenn er hie oder da einem Gesichte begegnete, das unangenehme Erinnerungen in ihm wach rief.

Ludwig van Beethoven, der eben mit Ries und den Mitgliedern der Capelle hinter jenem lebendigen Spaliere etwas zurückstand, gewahrte diesen raschen Wechsel in den Zügen des Fürsten auch jetzt, als dieser gerade in seine Nähe kam. Unwillkührlich hob er sich auf die Fußspitzen und sah nun, daß

der finstere Blick des geistlichen Herrn über den Kammerherrn von Wöls streifte.

Der Churfürst sprach in dem Augenblicke gerade mit Graf Waldenfels über die neuen sehr schönen englischen Lampen, die er erst kurz aus London hatte kommen lassen und welche heute zum erstenmale in den Sälen brannten.

„Nun, Waldenfels,“ — sagte er eben — „welchen Effekt machen sie Ihnen?“

„Sie scheinen ebenso vortrefflich construirt zu sein“ — versetzte der Minister — „als sie einfach und doch schön sind. Der Effekt ist, trotz der Kronleuchter, ein brillanter.“

„Und Sie, Kammerherr von Wöls!“ — sagte Maximilian Franz jetzt plötzlich, indem er sich zu dem Genannten wandte — „wie finden Sie die neuen englischen Lampen.“

Wöls war über die Anrede entzückt; er verbeugte sich, auf die Gefahr hin, das Rückkreuz zu brechen, tänzelte überglücklich auf beiden Füßen, rieb sich, süßlächelnd, die Hände und sagte: — „Churfürstliche Durchlaucht wählen immer ausgezeichnet. Die Lämpchen sind schön, sehr schön, . . . aber . . .“

„Nun?“ — frug der Churfürst — „was haben Sie auszusetzen.“

„Churfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden“ — versetzte Wöls unter wiederholten Bücklingen, und

sein pfiffig seinsollendes Lächeln verrieth, daß er sein gutes Geschmacksurtheil bekunden wolle — „sie sehen völlig einem Galgen ähnlich.“

„Desto besser!“ — entgegnete Maximilian Franz ohne Verzug — „so können sie gleich dazu dienen, diejenigen Kammerherren daran zu hängen, die bei Hofe immer die Confitüren stehlen.“

Wöls erblaßte, die ganze Umgebung ließ ein leises Kichern hören, der Churfürst aber ging ruhig weiter.

Nach einer Viertelstunde begann das Concert. Es war von Capellmeister Ries vortrefflich arrangirt, von der Capelle aber mit überraschender Präcission und Tüchtigkeit ausgeführt. Ludwig van Beethoven hatte darin, auf ausdrücklichen Befehl des Churfürsten, unter allgemeinem Beifall mit Ries und Bernhard Romberg ein Trio von Pleyel entzückend schön gespielt.

Als die Aufführung vorüber war und die Capelle sich entfernen wollte, ließ der Churfürst Ries und Beethoven zu sich befehlen. Er stand, als sie herantraten, mit Waldenfels in einer Fensternische. Beide waren in eifrigem Gespräche begriffen.

„Nun, wie verhält sich denn die Sache eigentlich?“ — frug jetzt der Fürst. — „Theilen Sie mir Alles ganz offen mit. Ich mag den jungen Beethoven leiden; er verspricht etwas Tüchtiges zu werden; aber die Zügel darf ich darum seinem jugendlichen

Uebermuthe doch nicht schießen lassen. Ein Mitglied der Capelle, der Sänger Heller, hat ihn bei mir verklagt."

Waldenfels lächelte.

„Es ist nicht so schlimm, Churfürstliche Gnaden!" — sagte er dann. — „Ein Geniestreich! aber das Factum constatirt das große Talent des jungen Mannes."

„Nun, ich bin begierig?"

„Churfürstliche Gnaden hatten doch jüngst befohlen, daß die Klagelieder des Propheten Jeremias, die alljährlich in den drei Tagen der Charwoche gesungen werden, einmal wiederholt würden."

„Ganz recht."

„Diese Klagelieder bestehen nun, wie Durchlaucht wissen, aus kurzen Sätzen von vier bis sechs Zeilen, die in keinem bestimmten Zeitmaß vorgetragen werden."

„Ich weiß! ich weiß!" — sagte Maximilian Franz. — „In der Mitte jeder Phrase, wird, wie es dem Choral-Style der alten Kirchenmusik eigen ist, auf einer Note ein Ruhepunkt gehalten, den der Clavierspieler*) mit einem freien Gange auf dem Piano auszufüllen hat."

„So ist es!" — versetzte Waldenfels. — „Heller bekam nun den Auftrag zu singen. Churfürstliche Gnaden erinnern sich aber auch viel-

*) Die Orgel wird an jenen Tagen nicht gebraucht.

leicht, welchen unerträglichen Eigendünkel Heller besitzt. Er brüstete sich nun auch diesmal mit seiner Virtuosität so gewaltig, daß der junge Beethoven ihm scherzweise die Wette vorschlug: er wolle ihn bei einer solchen Stelle herausbringen, ohne daß er es merken würde; aber er werde auch nicht mehr weiter singen können."

„Das ist viel versprochen!" — meinte der Churfürst. — „Heller ist sehr fest."

„Er nahm die Wette auch an, da er in seinem Künstlerstolze die Sache für eine absolute Unmöglichkeit hielt."

„Nun, und?"

„Als nun Beethoven bei der Aufführung die passende Stelle zu seinem Vorhaben fand, führte er den eitlen Sänger durch eine geschickte Modulation aus der herrschenden Tonart in eine von dieser entfernte, nicht verwandte, hinüber; hielt jedoch den Grundton der früheren Tonart immer fest, so daß sich unser guter Virtuose Heller in diesen fremden Regionen gar nicht mehr zurecht finden konnte und aufhören mußte. Churfürstliche Gnaden können sich nun das schadenfrohe Gelächter der umstehenden Mitglieder der Capelle und den Zorn des eitlen, jetzt so sehr gedemüthigten Sängers denken."

„Allerdings!" — entgegnete Maximilian Franz lächelnd. — „Die Sache verräth ein emi-

nentes Talent; aber den Kopf muß er doch ein wenig gewaschen bekommen. Solche Schnaken gehören nicht in den Dienst und am wenigsten in die Kirche."

Der Churfürst winkte hier Beethoven heran. Ludwig gehorchte ohne Umstände, machte eine ziemlich eckige und unbeholfene Verbeugung, die den fernstehenden Hofleuten zur großen Belustigung diente und blickte Maximilian Franz dann offen an.

Aber gerade dies schlichte und offene Wesen gefiel dem Fürsten. Ein Blick in dieses Auge, auf diese hohe gewaltige Stirne und es überkam ihn unbewußt ein eigenthümliches Gefühl — ein Gefühl, fast wie er es hatte, wenn er mit seines Gleichen umging. Der Verweis fiel daher sehr gnädig aus, und Maximilian Franz verbat sich nur für die Zukunft ähnliche Geniestreiche*).

„A propos!" — sagte jetzt der Churfürst, mit Waldenfels und Beethoven zu Ries tretend. — „Alle haben heute sehr brav gespielt. Mein alter wackerer Ries darf meiner vollen Anerkennung wie immer gewiß sein. Auch mit ihm, junger Mann, bin ich zufrieden gewesen. Wenn eine Stelle in meiner Capelle frei wird, mag er als Kammermusikus eintreten."

---

*) Geschichtlich. A. Schindler: „Biographie von L. van Beethoven. (Münster 1840.) S. 20. — Wegeler und Ries: „Biographische Notizen über L. van Beethoven." (Coblenz 1838.) S. 14

Beethoven dankte freudig überrascht.

„Ist er noch der Meinung, daß die Musik im Stande sei, selbst die Malerei und die Poesie zu vertreten?“ — frug der Churfürst weiter. — „Ich denke, er sprach so etwas aus, als ich ihn vor einigen Wochen in Godesberg traf.“

„Gewiß, Churfürstliche Gnaden!“ — versetzte der junge Beethoven — „ich bin noch derselben Meinung. Die Harmonie ist das malerische Element der Musik, besonders dann, wenn sie sich zum Contrapunkt fortbildet. Es treten selbstständige Gestalten neben einander, aber in strenger gegenseitiger Bezogenheit, jede ergänzt und nach ihrer besonderen Eigenthümlichkeit in's Licht gesetzt durch die andere. Gewiß! die Musik hat ihre malerische Gebilde, die der Phantasie als farbenreiche Gestalten entgegentreten.“

„Aber sie bleibt hinter der Malerei zurück!“ — sagte der Churfürst — „da diesen Gebilden die Klarheit des Umrisses, mithin die deutliche Erkennbarkeit fehlt.“

„Ich sagte ja auch nicht, daß die Musik zeichne!“ — versetzte Beethoven unbefangen. — „Sie malt; aber mit einer Pracht, Gluth und Fülle der Färbung, die uns leicht den Mangel schärferer Conturen vergessen läßt. Ist denn ein Orchester in seiner musikalischen Thätigkeit nicht ein unendlich wahres Bild des aus den verschiedensten Kräften sich zusam-

mensetzenden, von den verschiedensten Stimmungen bewegten Menschenlebens?"

„Er hat nicht Unrecht," — sagte hier Ries. — „Ein Orchestersatz, der die Stimmen lebendig gegen einander führt, macht den Componisten, selbst ohne Absicht, zum Maler einer bewegten Lebensscene."

„Und" — fuhr Beethoven angeregt fort — „kann der Musiker nicht, selbst ohne die Hülfe der menschlichen Stimme, die innere Ergriffenheit der eigenen Seele, den Wechsel und Gegensatz der Stimmungen, das Aufstreben zu Kraft und Sieg, das Zurücksinken in Wehmuth und Sehnsucht, die Erhebung zu seliger, freudenvoller Harmonie des Gemüthes mit sich, mit der Welt und der Menschheit in zauberhafter Wahrheit und Innigkeit wiedergeben? So ist er Musiker, Maler und Dichter zu gleicher Zeit. Eine schöne, kräftige, schwunghafte Symphonie ist ein Gemälde und zugleich das, was eine Pindar'sche Ode in der Poesie ist."

„Ja!" — sagte hier Maximilian Franz — „was man aus einer Symphonie machen kann, hat uns unser trefflicher Haydn gelehrt."

„O!" — rief hier begeistert der junge Beethoven — „so Herrliches der große Haydn schon in der Symphonie geleistet hat, er wird die Welt sicher mit noch Größerem erfreuen. Es gibt noch andere Saiten, die man anzuschlagen vermag."

„Seiner Meinung nach wäre also der Symphonie

noch eine große Zukunft vorbehalten?" — sagte der Fürst.

„Sicher! sicher!" — entgegnete Beethoven eifrig. — „Die Symphonie ist, davon bin ich überzeugt, durch ihre Massenhaftigkeit und Universalität mehr, als jede andere Form zu großartigen Eindrücken, zu bezaubernden, hinreißenden und imponirenden Tongemälden geeignet. Ich behaupte sogar: daß nur der Symphonie Universalität eigen ist, und daß sie gerade darum als die Krone der reinen, der Instrumentalmusik, angesehen werden muß."

Maximilian Franz zuckte leise mit den Achseln, dann sagte er:

„Möchte aber doch eine gewagte Behauptung sein!"

„Kaum, Churfürstliche Gnaden!" — entgegnete Beethoven fest. — „Die Symphonie ist allstimmig, sie vereinigt die hellaus tönenden Blasinstrumente mit den idealeren Streichorganen; dadurch aber vermag der Componist ein Bild des in seiner Fülle und Kraft, nach allen Seiten seiner Erregungsfähigkeit in allen seinen Regionen, sowohl innerlich bewegten, als sich nach außen erschließenden Gefühlsleben zu schaffen. Ich vermag mir eine Symphonie zu denken, die ein vollständiges Lebensbild darstellt und zwar ein Bild des Lebens, wie es sich zunächst im stilleren Bereich des Inneren regt, alle seine Schwingungen kräftig entfaltend, nichts verbergend, bald in voller Selbstmit-

theilung fröhlich einhergehend, bald in ihr Entlastung und Erleichterung von dem suchend, was die Brust begeisternd schwellt oder das Herz drückend beengt. Aber dann höre ich sie auch hinaustreten und das große, gewaltige äußere Leben mit den Schmerzen und dem Jubel der Menschheit umfassen .... und dies, dies kann keine andere Form! — O könnte ich nur das ausdrücken, was ich dunkel in mir fühle! — Wie die Ode, so muß auch die Symphonie die Seele des Zuhörers erschüttern, erheben, ja zum kühnsten Fluge fortreißen können; wie bei jener schwungreichen Dichtungsart die Phantasie des Dichters ihre kühnsten Schwingen entfaltet, so muß dies bei der Symphonie auch der Musiker thun. Aber es bedarf dazu großer, gewaltiger Gedanken, mannichfacher und stark ausgesprochener Rhythmen, plötzlicher und frappirender Modulationen, eines glänzenden, Alles mit sich fortreißenden, feurigen Styls!"

Die schönen blauen Augen des Churfürsten hatten während dieses warmen Ergusses mit dem Ausdruck der Bewunderung auf dem jungen Beethoven geruht.

„Bravo!" — sagte er jetzt laut und freudig, indem er Ludwig auf die Achsel klopfte. — „So ist's recht! Mit solchen Ansichten kann noch etwas aus uns werden. Aber um auf den Ausgang unseres Gespräches zurückzukommen: mit dem Dichter kann sich der Mu-

siker doch nicht vergleichen! Dem Dichter steht vor allen Dingen das ganze geistige Gebiet offen."

„Und dem Musiker?" — frug Beethoven mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen, — „hat der Musiker nicht auch seine volle Freiheit? Hat er nicht ein weites, unermeßliches Gebiet, in welches die Schöpfungen des Wortes nie zu dringen vermögen? Dem idealen Sinn der reinen Musik schmiegt sich Alles! Ja, sie hat zwei göttliche Schönheiten für eine: den materiellen, den akustischen Effekt und den geistigen!"

„Nun, junger Mann", — sagte hier in wohlwollendem Tone der Fürst, — „mit solcher Begeisterung im Herzen, würde ich selbst einmal zur Composition einer Symphonie schreiten."

„Nein!" — entgegnete Beethoven ernst — „das hieße sich, unserem herrlichen Haydn und Mozart gegenüber, überheben. Wohl fühle ich einen gewaltigen Drang in mir, diesen großen Meistern, die ich hoch verehre und anstaune*), nachzustreben; — ja — ich will es gestehen, dieser Drang, dieser Ehrgeiz erfüllt meine ganze Seele; aber ich weiß auch, wie fern mir dieses Ziel noch liegt!"

„Es ist wahr" — meinte der Churfürst — „Haydn

---

*) A. Schindler: „Biographie Beethoven's." S. 22 u. 24. Oulibicheff: „Beethoven." p. 100.

und Mozart sind als Melodisten, Harmonisten und Contrapunktisten wohl schwer zu erreichen!"

„Und doch muß es in der Musik vorwärts gehen; — und doch setz ich mein Leben daran, sie einst zu erreichen!" — rief hier Beethoven, in seinem heiligen Eifer ganz vergessend, wo er war. — „Mein Ziel ist, ihr hohes contrapunktisches Wissen, die Schönheit ihrer Gedanken, die Vollkommenheit ihrer Arbeit, die vorwurfsfreie Reinheit ihres Geschmackes!"

„So sei es!" — sagte der Churfürst. — „Und damit ihr dieses Ziel erreicht, junger Mann, so erhaltet euch euren jugendlichen Enthusiasmus, den frischen Glauben an das Glück des Lebens, mittheilende Kraft und warme Begeisterung."

Und er grüßte Ries und Beethoven leicht zum Abschiede und zog sich mit Waldenfels zurück.

Die Schule des Lebens.

Das Wohlwollen des Churfürsten Maximilian Franz für den jungen Ludwig van Beethoven war durch das letzte Gespräch nur noch gesteigert worden. Es bewies sich dies sehr bald thatsächlich dadurch, daß Ludwig häufig zu den kleinen musikalischen Abenden des Fürsten berufen wurde. Natürlich hatte der junge Mann hier die schönste Gelegenheit, sein eminentes Talent zu entfalten und dem Churfürsten seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu beweisen.

Wie es aber oft zu gehen pflegt, daß ein kleiner, an sich unbedeutender Vorfall wichtige Folgen nach sich zieht, so erhöhte hier ein sonst kaum beachtenswerthes Ereigniß noch des Fürsten Gunst, so daß für den fünfzehnjährigen Beethoven die Anstellung als Kammermusikus nicht länger auf sich warten ließ *).

*) Wegeler und Ries. S. 15.

Der Fürst liebte die Pleyel'schen Compositionen*). Eines Abends nun brachte er ein ganz neues Trio von diesem Componisten mit, und bat Ries, Bernhard Romberg**) und Beethoven es prima vista zu spielen.

Wie es sich von selbst versteht, beeilte man sich, den Wünschen des hohen Gönners bestmöglichst zu entsprechen. Im zweiten Theile des Adagio's aber blieben die Künstler, was sonst nie geschah, nicht zusammen. Dennoch spielten sie so muthig und mit so großer Geistesgegenwart und Geschicklichkeit fort, daß sie gleichzeitig und glücklich zu Ende kamen.

Der Churfürst wunderte sich über diese Arbeit Pleyel's; als man die einzelnen Stimmen aber untersuchte, fand es sich, daß in der Klavierstimme zwei Takte ausgelassen waren. Beethoven hatte sich meisterhaft aus der Verlegenheit gezogen***). Acht Tage

*) Pleyel, Ignaz, geb. 1757 bei Wien, seiner Zeit berühmter Violinspieler und Componist, namentlich für das Pianoforte in Sonaten, Duo's, Trios u. s. w. starb 1831 in Paris. — Näheres: C. Gollmick, Handlexicon der Tonkunst.

**) Bernhard Romberg, der Gründer des heutigen virtuosenhaften Violoncellospiels, selbst einer der größten Meister auf diesem Instrumente, zugleich einer der besten Componisten dafür. Mit Beethoven in gleichem Alter, bildete er, nebst seinem damals 18jährigen Vetter, Andreas, dem spätern Nachfolger Spohr's, ein Glied jenes schönen Kreises jugendlicher Talente der sich um Frau von Breuning gebildet hatte.

***) Thatsache: Wegeler und Ries. S. 15.

später war er — wie schon erwähnt — Churcölnischer Kammermusikus.

Aber wie spornten nun alle diese Vorkommnisse seinen Ehrgeiz, seinen fast nicht mehr zu zügelnden Drang nach eigenem Schaffen. Eine sonderbare Unruhe ergriff ihn. Es war der Trieb, die musikalischen Ideen, die in ihm gährten und chaotisch wogten, zu fassen, zu ordnen, zu Tage zu fördern . . . und doch . . . fehlte noch die Reife, welche die Geburt spielend möglich und zu einem Siegesfest des Geistes macht.

Wer aber eine solche Situation kennt, weiß, wie peinlich, wie beengend, wie niederdrückend sie ist; wie dies Suchen und Nichtfinden den Geist beängstigt, die Nerven reizt. Kein Mensch war dabei für solche Eindrücke empfänglicher als der junge Beethoven, und, was das Schlimmste, sie schlugen bei ihm fast immer in üble Laune um, die ihn leidenschaftlich, hart und abstoßend machte.

Jetzt kamen auch noch widerliche, häusliche Auftritte dazu, welche der leichtsinnige Lebenswandel seines Vaters herbeiführte, und die sein natürliches Zartgefühl wie mit Dolchstößen trafen.

Ludwigs Vater war Johann van Beethoven, Tenorsänger an der Churfürstlichen Kapelle; ein Mann, der mit schönen musikalischen Anlagen einen so unbesiegbaren Leichtsinn verband, daß selbst

seine guten Eigenschaften unter demselben verschwanden. Er liebte seine Frau, die es in der That auch verdiente, aufrichtig; dennoch wollte der häusliche Friede in der Beethoven'schen Familie nie ein Asyl finden, da Johann van Beethoven durch sein leichtsinniges und verschwenderisches Wesen immer neue Veranlassung zu Vorwürfen, Verdruß und Zank gab. Die arme Frau wußte sich ja in ihren knappen und gedrückten Verhältnissen bei vier Kindern, wovon freilich jetzt eines nicht mehr lebte, kaum durchzubringen. Wohl fing Ludwig an, jetzt selbstständig zu werden; aber konnte er deßhalb seine weitere musikalische Ausbildung bestreiten? und Karl und Johann waren erst Knaben von 9 und 11 Jahren, — Kinder, die der Mutter durch Wildheit und namentlich durch ihren versteckten Charakter sehr viel Sorgen machten. Natürlich schloß das arme Mutterherz Ludwig mit doppelter Liebe in sich. Er war der Mutter Hoffnung und Trost, Stolz und Freude; denn sie verkannte, so wenig wie Frau von Breuning, den edlen Kern, der hier in rauher Schaale ruhte; aber sie fand es auch, so sehr es sie schmerzte, natürlich, daß Ludwig sich im Breuning'schen Hause wohler fühlte, als in seinem eigenen Familienkreise, da ihn — den unendlich zart gestimmten, reizbaren und zartfühlenden jungen Mann — der ewige Kampf, die oft wiederkehrenden Scenen des Leichtsinnes, natürlich zurück-

stoßen mußten. Wie oft verbrachte doch sein Vater ganze Tage und Nächte in den Weinhäusern und verpraßte bei Becher und Würfeln das Wenige, was ihm, nach Abzug für seine Gläubiger, von seiner Gage blieb! Wie oft mußte Ludwig sehen, daß sein Vater im Zustande des Rausches oder des Unmuthes, in welchen ihn bedeutende Verluste beim Spiele versetzten, zu Hause wie ein Tyrann wüthete.

Auch heute hatte wieder eine solche Scene stattgefunden. Von einer durchschwelgten Nacht am Morgen nach Hause gekommen, durch Wein und Verluste gereizt, hatte Johann van Beethoven gegen Frau und Kinder wie ein Wahnsinniger gewüthet, bis sein Weib händeringend und in Thränen zerfließend zusammengebrochen, Karl und Johann sie schreiend umfaßt und Ludwig in der vollständigsten Verzweiflung davongelaufen war.

Ludwig fühlte sich grenzenlos unglücklich, durch diese unseligen Verhältnisse bis auf's Aeußerste gedemüthigt. Aber das ertrug sein stolzer Geist nicht: ingrimmig raffte er sich auf, und sich in sich selbst verschließend, stürzte er sich — seinen peinlichen Gedanken und Gefühlen zu entfliehen — mit Gewalt in die ohnehin hochgehenden Wogen seiner inneren musikalischen Welt.

Jetzt eben saß er im Breuning'schen Hause — dem einzigen Zufluchtsorte in solchen Stunden — am

Flügel und stürmte in wilden Phantasieen seine Gefühle, seinen Schmerz, seinen Drang aus. Wie das wogte und brauste; wie es gleich wildschäumenden Waldbächen anschwoll, die sich unwillig, mit gigantischer Kraft über Klippen und Felsen werfen! wie dann wieder in wunderbaren Verschlingungen prächtige Accorde das innerste geheimnißvolle Heiligthum der Kunst aufschlossen!

Welch' ein Spiegel seines inneren Gefühllebens war das! Wie Licht und Schatten, wie Engel und Dämonen traten Lust und Unlust, Freude und Schmerz, Jubel und Trauer, sich entgegen und bekämpften sich, in milden himmlischen und infernalischen Klängen!

Wenn es wahr ist, daß der ächte Künstler „ein ganzer, vom Ewigen durchdrungener Mensch" sein muß, so bekundete der junge Ludwig van Beethoven hier seine ächte Künstlernatur: er übertrug seine eigene Subjectivität mit ihren Kämpfen und Schmerzen in das Element der Allgemeinheit — in das Wogen der Kämpfe und Schmerzen der ganzen Menschheit! Jetzt, wo seine Gefühle in Tönen und Accorden sich aushauchten und ausklangen, fühlte er sich nicht mehr als Persönlichkeit: er ging harmonisch auf in dem ewigen großen, Welt und Menschheit beherrschenden Schicksale!

Frau von Breuning horchte staunend. So

hatte Ludwig noch nie gespielt. Die Arbeit, mit der sie an dem Fenster saß, war ihr in den Schooß gesunken; ihr Herz klopfte stürmisch. Sie hätte Ludwig wie ihren Sohn umarmen können, aber sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

Auch die kleine Eleonore und die liebliche Rosa waren zugegen; freilich ohne daß es Ludwig wußte und ahnte. Mit zurückgehaltenem Athem standen sie in der Thüre und lauschten. Aber ihr junger Lehrer sah und hörte jetzt nichts. Wie durch Zauber flogen die Töne unter seinen Fingern auf, verschlangen sie sich, bald anscheinend wild und wirr, bald sanft und beruhigend, wie Klänge aus anderen Sphären.

Wohl eine Stunde mochte so vergangen sein: es schlug eilf Uhr. Würde es Ludwig bemerkt haben, sicher hätte er eine schneidende Dissonanz wild durchklingen lassen; denn mit diesem Glockenschlage griff die nüchterne Alltäglichkeit in die ideale Welt, die ihn eben umschloß: um eilf Uhr hatte er in dem gegenüberliegenden Hause des österreichischen Gesandten, Grafen von Westphal, Klavierunterricht zu geben. Aber wo dachte Ludwig jetzt an Zeit und Unterricht! Dafür that es freilich seine zweite Mutter. Frau von Breuning verlor ja nie das Praktische aus den Augen. Sie erhob sich also, wiewohl ungern, trat hinter seinen Stuhl, klopfte Ludwig leise auf die Achsel und sagte freundlich:

„Ludwig, es ist eilf Uhr, Du hast Unterricht zu geben!"

Eine Wolke lief über des jungen Mannes Stirne; er nickte mit dem Kopfe und spielte weiter.

Fünf Minuten vergingen, da tupfte Frau von Breuning wieder auf seine Achsel und flüsterte:

„Lieber Ludwig, die Frau Gräfin wartet. Vergiß deine Pflicht nicht!"

Beethoven unterbrach sich. Es lag jetzt etwas fast wildes in seinen Zügen. Aergerlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und rief:

„Das verdammte Stundengeben! ich kann, ich mag jetzt nicht!"

„Du magst nicht?" — wiederholte Frau von Breuning.

„Ich bitte Sie" — sagte Ludwig, jetzt erst ganz zu sich kommend, — „haben Sie Rücksicht. In der Stimmung, in der ich mich jetzt befinde, ist es mir ein Gräuel, ist es mir unmöglich, Unterricht zu geben.... und nun gar der alten, albernen Westphal!"

Frau von Breuning legte ihre Hand liebevoll auf sein Haupt, sah ihn mit ihren klaren verständigen Augen ruhig, aber freundlich an und sagte:

„Um seine Pflicht zu erfüllen, hat der brave Mensch immer Zeit und Willen; selbst wenn die Erfüllung derselben mit der Ueberwindung eines unangenehmen Gefühles verbunden wäre. Denke an deine gute

Mutter, Ludwig; sie hofft auf dich, als ihre einzige Stütze."

Ludwig stand rasch, aber schweigend auf, nahm seinen Hut und ging mit einem kurzen und harten: „Adieu!" zur Thüre hinaus. Wer ihn nicht näher gekannt hätte, würde vor seinen furchtbaren Blicken erschrocken sein. Eleonore und Rosa waren es in der That; die Hofräthin aber lächelte nur und sagte:

„Es ist doch ein guter, herrlicher Mensch. Wenn die rauhe Hülle einmal vom Schicksal abgestreift sein wird, kommt hoffentlich der edle Kern um so schöner zu Tage!"

Der junge Beethoven hatte unterdessen das Breuning'sche Haus verlassen. Aber jetzt kämpften in ihm Eigensinn und Starrköpfigkeit mit seiner besseren Ueberzeugung. Er brachte es nicht fertig, gerade über die Straße nach dem Gräflichen Hause zu gehen. Langsam schreitend machte er einen langen Umweg.

Wer an ihm vorbeiging, erschrack. Endlich zwang er sich doch bis an das Haus. Schon hatte er die Klinke der Thüre gefaßt, ... da durchzuckte es ihn wild .... „Nein!" — rief er starrköpfig und stampfte mit dem Fuße auf — „ich will, ich mag, ich kann jetzt nicht!" und .... als ob ihn der böse Feind verfolge .... rannte Ludwig, „wie ein übellauniges Eselein!" davon*).

*) A. Schindler: S. 23. Wegeler und Ries: S. 18. Oulibicheff: S. 58.

Es ist ein sonderbares Ding, diese menschliche Natur mit ihren Erhabenheiten und ihren Schwächen! Wir nennen uns frei und die Ketten unserer Leidenschaften hören nicht auf zu klirren: selbst nicht bei dem Besten. Frei aber sind wir nur dann: wenn wir es so weit bringen, alle unsere Triebe durch die Vernunft zu zügeln!

Ludwig war noch nicht in dem Alter, in welchem man eine volle Beherrschung seiner selbst hätte erwarten dürfen; — es stand sogar bei ihm, wie bei allen kräftigen Naturen, in Frage: ob er je dahin gelangen werde? Er stürmte also, seiner Verstimmung nachgebend, auf's Geradewohl hinaus.

Ueber dem dicht bei dem Schlosse Clemensruhe gelegenen Orte Poppelsdorf, dessen Benennung die römische Villa eines Publius veranlaßt haben soll, hebt sich das Gebirge empor und bildet eine steile Anhöhe, welche der Kreuzberg genannt und noch jetzt von den Resten eines Klosters mit seiner Kirche gekrönt wird. Von Poppelsdorf führen drei Wege auf den Berg und zu der, vorzüglich in den Tagen der Fasten, zahlreich besuchten, geheiligten Stätte hinan. Der eine ist ein viel gekrümmter Hohlweg, auf dem man die Leidensgeschichte Christi bildlich dargestellt findet; der andere, diesem zur Seite, ist eine breite gepflasterte Stiege von künstlicher Anlage inmitten einer Allee von immer grünenden Fichten. Der dritte geht

längs der neugebauten, nach der Ahr führenden, Landstraße auf der halben Höhe des Berges rechtwinkelig ab.

Ohne es zu wollen, ohne die Richtung zu suchen, nur mit sich selbst und der Welt zürnend, hatte Ludwig den ersten dieser drei Wege eingeschlagen. Im Stillen bereute er dabei seinen Eigensinn, seine wilde Starrköpfigkeit; aber er wollte, aus Eigensinn, diese Reue nicht einmal sich selber zugestehen. Er warf seinen Fehler — wie es die Menschen so oft machen — dem Schicksale zu und zürnte mit diesem, das ihn, durch seine peinlichen häuslichen Verhältnisse, so oft in eine gereizte, widerwärtige Stimmung versetze. So erreichte er die Höhe des Berges.

Wie schön lag die Welt hier vor ihm! Ueber die waldigen Züge der nahen Gebirge ragten noch die Spitzen des Siebengebirges hervor. Rheinabwärts, fern am Horizonte, hoben sich in matten Umrissen die Thürme der altehrwürdigen Stadt Cöln. Aus der Ebene dagegen grüßten Dorf und Schloß Poppelsdorf, dessen schöne Doppelallee auf den Hauptflügel der Churfürstlichen Residenz in Bonn führt, freundlich herauf. Weiter hinaus glitt das Auge über die hoch liegenden Stadtgebäude, welche den Spiegel des Rheines deckten, zu den jenseitigen Orten: Schwarzrheindorf, Vilich und Pützchen, mit ihren Thürmen, Stiftsgebäuden und Kirchen, bis wo das Städt-

chen Siegburg mit dem vormaligen Kloster des heiligen Anno die Aussicht wie mit einem beruhigenden Accorde schloß.

Auch in Ludwig ward es hier ruhiger. Die Anstrengung des Heraufsteigens hatte den Körper etwas ermüdet und somit die übersprudelnde Jugendkraft gezügelt. Der Friede und die Ruhe der äußeren Welt wirkten auf die innere zurück; die frische reine Luft erquickte die Brust und kühlte das heiße Blut. Ludwig sah seinen Fehler ein.

Es ist aber nicht genug, daß der Mensch sich für schuldig erklärt; — das thut er oft nur darum, weil er nicht untersuchen will, wie sehr er schuldig ist. Sich einen Fehler zugestehen, ist auch noch nicht Besserung; es ist oft weiter nichts, als der Wunsch, ihn zu vergessen. Erst die Untersuchung des Fehlers gibt die Stärke, ihn künftighin zu vermeiden. So weit hatte sich Ludwig aber noch nicht überwunden. Trotzig schaute er in die herrliche Aussicht hinaus; aber die noch immer nachklingende Mißstimmung ließ sie ihn bald vergessen. Gedankenvoll ging er weiter, ohne es zu wissen dem Kloster zu.

Churfürst Ferdinand hatte nämlich, im Jahre 1627, hier an der schönsten Stelle den Grundstein zu einer Kirche gelegt, die auch bald nebst einem Servitenkloster emporwuchs. Zu jener Zeit bestand nun dies Kloster noch in seiner ganzen Ausdehnung. Es

würde indessen nichts Auffälliges dargeboten haben, wäre nicht das östliche Ende der Kirche in seiner äußeren Façade höchst wunderlich hergerichtet gewesen. Das an architektonischen Verzierungen und Bildwerken reiche Portal*), stellte nämlich den Palast des römischen Landpflegers Pontius Pilatus dar.

In der Mitte des Balkons an diesem Portale steht die Statue Christi mit dem Purpurmantel und der Dornenkrone, hinter diesem sieht man spotterfüllte Diener der römischen Gerichtspflege, und, links von der Hauptgruppe, den führenden Kriegsknecht. Rechts von dem Dulder steht Pilatus selbst, wie er so eben das unten versammelte Volk auf den Mißhandelten hinweist. Im Hintergrunde zu beiden Seiten in den Arkaden drängen sich Pharisäer und Schriftgelehrte hervor, von welchen einer die Schriften des alten Bundes eifernd emporhebt, während ein anderer auf eine Stelle des aufgeschlagenen Gesetzbuches hindeutet. In dem Gebäude selbst aber, unter dem Portale, befindet sich eine, achtundzwanzig Stufen hohe, aus italienischem Marmor gearbeitete Stiege, die eine Nachbildung der heiligen Treppe zu Rom und mit dieser jener zu Jerusalem, von der jede Stufe durch eine besondere Reliquie geheiligt und von Papst Benedikt XIV. mit Ablässen versehen ist.

---

*) Es ist jetzt noch zu sehen.

Auf dieser doppelarmigen Stiege aber dürfen sich die Gläubigen nur knieend hinaufbewegen.

So auffallend nun alle diese Dinge, der junge Beethoven dem sie längst bekannt, gewahrte sie nicht. Mit ernstem Blicke, mit verschränkten Armen und in sich gekehrtem Geiste ging er an ihnen vorüber. Er dachte an seine Zukunft. Nie hatte er die Nothwendigkeit, sich aus seinen beengenden und niederdrückenden Familienverhältnissen herausreißen zu müssen, schärfer empfunden, als heute; nie war ihm aber auch seine Zukunft schwärzer vorgekommen. Woher sollte er die Mittel zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung nehmen? und einer solchen, namentlich in Betreff des Contrapunktes, bedurfte er noch sehr, wollte er sich, seinem inneren Drange folgend, zu den lichten Höhen der Classicität erheben, aus welchen ihm, wie goldene Sterne, die Namen Haydn und Mozart entgegenstrahlten. Ach! . . . Haydn und Mozart! sie waren ja im Reiche der Musik seine Abgötter, wie Plato sein Ideal im Gebiete des Lebens es war. Aber wie sollte er diese Größen erreichen? jene, wenn ihm die Möglichkeit jeder höheren Ausbildung abgeschnitten blieb; — diesen, wenn das ewige Aufwallen seiner leidenschaftlichen Natur die innere Ruhe, Heiterkeit und Anmuth der Seele, die Plato so sehr auszeichneten und zum wahren Weltweisen machten, immer und immer wieder vernichtete. Es ward dunkel

vor seiner Seele, düster vor seinen Augen. Ohne aufzuschauen folgte er, in tiefe Gedanken versunken, einem gewölbten Gange, in den er zufällig gerathen.

„O! wer doch einen Blick in seine Zukunft werfen könnte!" — sagte er jetzt halblaut vor sich hin. — „Wirst du dich auch wirklich über das Niveau der Alltäglichkeit erheben?" Er schwieg; aber er fühlte, daß die Verneinung dieser Frage ihm das Leben kosten müsse. „Und was wird deine Zukunft sein?" dachte er weiter. Aber in demselben Augenblicke entfuhr ein Schrei seiner Brust:

„Ha! todt unter Lebendigen!" — rief er entsetzt; denn er war, ohne es zu bemerken, in das Todtengewölbe der Kirche gerathen, in welchem ihm nun die wohlerhaltenen Leichname, sämmtlicher längst verstorbener Klosterbrüder kalt und schauerlich entgegenstarrten*).

„Todt, unter Lebendigen!" — wiederholte er erschüttert.

„Oder l e b e n d i g unter T o d t e n!" — entgegnete eine sanfte liebliche Stimme dicht neben ihm. — „Es kommt nur darauf an, wie man die Sache nimmt."

L u d w i g schaute sich erstaunt um, und gewahrte

---

*) Diese Gruft ist noch jetzt zu sehen. Die Leichname sind, durch die örtliche Beschaffenheit, noch so gut erhalten, als wären sie unlängst zur Gruft getragen worden.

ein reizendes Mädchen an seiner Seite. Es war eine schöne, lebhafte Blondine von ungemein gefälliger Bildung. Ihre Figur war nicht groß, aber sehr nett; ihre Gesichtszüge verriethen Geist, die hübschen blauen sanft blickenden Augen Gemüth. Die Augenbrauen waren, wie sie Anakreon an seinen Mädchen pries: stark und leise in einander überfließend, die Nase leicht gebogen, der Mund zierlich und wie zum küssen geschaffen, doch spielte ein neckischer, fast schnippischer Zug um seine Winkel. Ihre Kleidung verrieth, daß sie den höheren Ständen angehöre und in der That besah sich auch unfern von ihr, geführt von einem Mönche, eine größere Gesellschaft von fein gekleideten Herren und Damen die Merkwürdigkeiten des Ortes.

Der junge Beethoven war von dieser Erscheinung so angenehm überrascht, aber auch so verwirrt, daß er im ersten Augenblicke keine Worte zur Entgegnung fand. Das Mädchen aber sagte theilnehmend:

„Der häßliche Anblick hier hat wohl auch Sie unangenehm berührt.“

„Nur, weil er mich bei Gedanken überraschte, auf welche er mir eine unwillkommene Antwort schien!“ — entgegnete jetzt Ludwig. — „Ich kenne den Ort längst!“

„Aber wie konnte Sie der Anblick alsdann überraschen? und warum vermieden Sie ihn nicht?“

„Weil ich, in Gedanken verloren und mir selbst

unbewußt, hierherkam. Mit mir selbst beschäftigt, sah ich wahrscheinlich Ihre Gesellschaft eintreten und folgte unwillkürlich."

„Das müssen ja schrecklich tiefe Gedanken gewesen sein!" — sagte das Mädchen jetzt lächelnd und dieß Lächeln verklärte ihr hübsches Gesichtchen so zauberhaft, daß Ludwig seine Augen nicht von ihr abwenden konnte, aber vor Verlegenheit hoch erröthete und einen Gluthstrom im Herzen fühlte, als sie ihn ansah.

Die kleine Blondine mochte dieß merken: ein leiser Spott flog um ihre Mundwinkel. Da sie aber froh war, durch dieses Zusammentreffen mit dem jungen, wenn auch etwas verlegenen und linkischen Menschen, von dem häßlichen Eindruck abgezogen zu werden, welchen die Gruft mit ihrem Inhalte auf sie machte, so setzte sie das Gespräch fort, indem sie frug:

„Und woran dachten Sie?"

„An meine Zukunft!" — entgegnete Ludwig jetzt wieder ernst. — „Ich hatte gewissermaßen gerade die Frage um sie an das Schicksal gestellt."

„Die Sie aber durch Ihren Ausruf, schlecht beantwortet haben."

„Warum?".

„Weil eben wir hier nicht todt unter den Lebendigen, sondern lebendig unter den Todten sind. Soll ich Ihnen diesen Schicksalsspruch auslegen?"

„Ja!“ — sagte Beethoven verblüfft, denn er dachte dabei, daß es kein schönerer Mund thun könne. Aber es fehlte ihm der Muth, diese Worte auszusprechen. Er glaubte, es würde wie Schmeichelei klingen und die haßte seine offene gerade Seele bis in den Tod.

„Was sind Sie?“ — frug jetzt das Mädchen.

„Künstler!“ — entgegnete Ludwig.

„Ja, was für ein Künstler? Maler, Dichter, Musiker?“

„Musiker!“

„Nun sehen Sie, da braucht man ja keine Sybille an Alter und Weisheit zu sein, um diesen Schicksalsspruch zu deuten. Der Künstler und namentlich der Dichter und Musiker, predigt oft genug tauben Ohren; er lebt in seiner Kunst, während die Welt rings um ihn, die kein Verständniß für das Höhere hat, gleichsam todt ist.“

Ludwig mußte lächeln:

„Sie sind recht freundlich in ihrer Deutung“, — sagte er dann — „aber ich weiß nicht recht, was alsdann das Schlimmere wäre: todt unter Lebendigen, oder lebendig unter Todten zu sein!“

„Ich meine, wir müßten dieß an uns selbst hier fühlen!“ — rief die hübsche Blondine jetzt lachend — denn sie wollte gewaltsam den leisen Schauer unterdrücken, der sie bei diesem Gedanken durchrieselte.

„Aber muß ich denn hier bleiben!“ — setzte sie fast böse hinzu. — „Mögen sich die dort die uninteressanten Namen jedes dieser mumisirten Heiligen sagen lassen und seine Geschichte hören; ich ziehe das Leben dem Tode vor und draußen ist Leben die Fülle und göttliche Aussicht dazu. Wollen Sie so freundlich sein mir den Rückweg zu zeigen?“

„Recht gern!“ — sagte Ludwig, den es in der That auch hinausdrängte, und er schritt rasch voran.

Beide junge Leute athmeten tief und freudig auf, als sie der blaue Himmel wieder anlachte und die frische köstliche Bergluft in vollen Strömen auf sie eindrang. Mit doppelter Lust schauten sie jetzt hinaus in die prächtige Ferne, lauschten sie dem heiteren Sang der Vögel. Es kam Beiden vor, als wären sie aus einer schweren Krankheit auferstanden, oder aus einem peinlichen Traume erwacht. Erst nach einigen Minuten sahen sie sich wieder an, beide leicht erröthend und doch beide voll Seelenreinheit in Blick und Gedanken. Aber der junge Beethoven war jetzt, am Licht des Tages, noch verlegener, als vorhin. Er fühlte dieß auch und seine Eckigkeit im Benehmen; aber der Mund war ihm wie zugeschlossen.

Warum war die kleine Blondine auch so wunderhübsch? Warum verwirrte ihn auch ihr Blick so ganz und gar?!

Glücklicherweise half ihm ein armes Bauernkind aus der Verlegenheit. Es war ein kleiner Knabe, der, gebeugt unter einer ziemlich großen Last Holz, keuchend des Weges daher kam und unfern der beiden jungen Leute seine Bürde niederwarf, um auszuschnaufen.

Das Kind war sichtlich über die Maßen erschöpft, da die Last seine jugendlichen Kräfte weit überragte. In der That sank es auch so matt auf den Holzbündel, daß Ludwig und seine schöne Gesellschafterin glaubten, es würde ohnmächtig zusammenbrechen. Sie eilten daher beide hinzu. Die hübsche Blondine aber bückte sich über den Kleinen und frug mit dem Ausdruck innigen Mitgefühles:

„Du bist doch nicht krank, Kind?"

„Nein!" — entgegnete der Bauernjunge, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Aber müde und erschöpft?"

„Jawohl, ... sehr!"

„Warum hast Du Dir aber auch eine so schwere Last aufgebürdet?" — frug das Mädchen weiter.

Das Kind schaute groß auf, ohne zu antworten.

„Und kommst Du weit her?"

„Zwei Stunden herauf bis in den Wald, und eine von dorther."

„Und wie weit hast Du noch?"

„Noch eine Stunde; aber ich kann nicht weiter, weil ich zu müde und zu hungrig bin."

„Hast Du denn heute noch nichts genossen?“

Das Kind schüttelte traurig mit dem Kopfe.

Ludwig und seine Schöne sahen sich an. Mitleid sprach aus beider Augen und beide griffen auch fast zugleich in die Taschen; aber Ludwig hatte nichts darinnen und seine Begleiterin fand nur ein Brödchen, dessen Anblick aber die Augen des Kindes vor Freude und Begierde strahlen machten.

Schweigend sahen die jungen Leute dem Kleinen eine Zeitlang zu, wie er das Brod mit köstlichem Appetit verschlang. Als es aber aus dem Bereich des Sichtbaren verschwunden war, frug Ludwig wiederholt:

„Warum lädst Du Dir aber auch eine solche Last auf, die ist ja viel zu schwer für dich!“

Das Kind machte abermals große Augen; es meinte wohl: der Herr müsse das von selbst wissen.

„Nun?“ — frug Ludwig noch einmal.

„Ei!“ — sagte das Kind — „ich thu's für die Mutter. Die Mutter ist krank und kann nicht arbeiten.“

„Und der Vater?“

„Ist todt.“

„Und da mußt Du . . . .?“

„Ich hole das Holz im Draitscher Forst und bring' es zum Markt. Sonst haben wir kein Brod.“

„Und hat die Mutter nur Dich?“ —

Das Kind nickte.

„Großer Gott!“ — sagte hier das Mädchen und es glänzte feucht in ihren Augen, — „der arme Kleine muß schon für seine Mutter sorgen.“

„Ich thu's auch gern!“ — sagte dieser — „aber heut' war ich zu hungrig.“

Auf Ludwigs Antlitz brannte ein flammendes Roth. Er erinnerte sich an Frau von Breuning's Worte: „Denke an deine gute Mutter, sie hofft auf dich, als ihre einzige Stütze!“ ... und an die Starrköpfigkeit, mit der er das Unterrichtgeben heute zurückgewiesen. Glücklicherweise trat die Gesellschaft in diesem Momente heran.

„Nun, Jeannette!“ — sagte ein älterer, sehr fein gekleideter Herr — „du bist uns entwischt?“

„Ja, Väterchen!“ — entgegnete die Angeredete so freundlich als unbefangen — „da außen in Gottes freier Natur gefällt mir's besser, als bei Euren häßlichen Mumien!“

„Seien Sie ruhig, Fräulein!“ — rief hier spöttelnd eine junge Dame. — „Sie hatten Furcht.“

„Nein!“ — entgegnete diese. — „Aber warum soll ich einen Eindruck in mir aufnehmen, der mir zuwider ist. Außerdem, Väterchen!“ — setzte sie hinzu, indem sie sich wieder zu dem älteren Herrn wandte — „habe ich einen jungen Künstler getroffen, dem es auch so ging, und der mir Gesellschaft leistete.“

Sie sah sich bei diesen Worten um; ... aber Ludwig war verschwunden.

„Nun, er ist fort!“ — sagte sie jetzt fast traurig. — „Ich hätte ihn Dir gern vorgestellt. Es war ein recht sinniger junger Mann.“

„Und was hattest du mit dem Kinde dort?“ — frug der Vater.

Jeannette erzählte jetzt, was hier vorgegangen war und in wenigen Minuten hielt der staunende Knabe die Hand voll Silbergeld. Die Gesellschaft aber begab sich zu einem Tische, den die Mönche unterdessen vor dem Kloster aufgestellt und reich mit Trank und Speise besetzt hatten. — —

Ludwig kam erst gegen Abend nach Hause.

Seine Mutter saß mit rothgeweinten Augen am Fenster und schaute gedankenvoll in die hereinbrechende Dunkelheit. Die Sorgen um ihren Gatten und um ihre und ihrer Kinder Zukunft drückten sie schwer nieder.

Da fühlte sie mit einemmale, wie sich ein Arm sanft um ihren Hals schlang und ein Kuß auf ihren Wangen brannte. Sie blickte um: es war Ludwig, ihre einzige Freude, ihre Hoffnung, ihr Stolz!

O wie zog sie ihn an ihr treues Herz! wie weinte sie ihren Kummer an seiner Brust aus, wie trösteten und beruhigten sie die verständigen und liebevollen Worte des Sohnes.

Traulich saßen beide zusammen, bis der Mond über

dem Rheine aufging und sein milder, sanfter Strahl Ruhe über die schlummernde Welt und in ihre Herzen goß.

Als Ludwig zu Bett ging, nahm er sich vor, morgen zwei Stunden bei Westphals zu geben und zweierlei abzulegen: einmal seinen Widerwillen vor dem Unterrichtgeben und dann seine Starrköpfigkeit. Er hatte den ganzen Nachmittag seinen Fehlern fest in das Auge geblickt und war entschlossen, sie abzuschütteln.

Der Vorsatz war gut; wenn es bei uns Menschen nur nicht immer hieße: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" — Wenn jener große Mann nur nicht recht hätte, wenn er sagt: „Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft!"

Meister Lux.

In der Rheinstraße zu Bonn steht noch jetzt ein Haus, über dessen Thüre ein steinerner Helm prangt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in den achziger Jahren, war dieser „Helm" berühmt und allen hungrigen und durstigen Seelen jener Stadt eine Feuersäule iu der Wüste des Lebens: denn hier gab es den trefflichsten Wein, die leckersten Speisen in der Churfürstlichen Residenz, und nur der „Stern" konnte sich noch mit dem „Helm" messen; obwohl der „Stern" Gasthof, der „Helm" nur eine Kneipe war.

Aber der Helmwirth hatte dem Sternwirth seit einiger Zeit in gewisser Beziehung den Rang abgelaufen, wenigstens was Vormittags und Abends den Zuspruch der einheimischen Gäste betraf. Bis zu den letzten vierzehn Tagen war nämlich die Zusammenkunft aller lustigen Brüder, aller Lebemänner, aller

Derjenigen, die eine heitere Gesellschaft liebten, im Stern gewesen. Morgens, Mittags, Abends und Nachts ging dort Lachen, Trinken und Jubeln nicht aus; jeden Tag mehrte sich sogar die Gesellschaft, selbst der Mittagstisch und bald sah man alle Stände hier in voller Zahl vertreten: Offiziere, Kaufleute, Kavaliere, Advocaten und Künstler, ja selbst geistliche Herren hielten sich nicht zurück.

Merkwürdigerweise verschwand aber plötzlich dieser ganze lustige Schwarm, der dem Wirthe so außerordentlich viel eingebracht, und schon den nächsten Tag hallten die engen Räume im Helm von dem Jubel und dem Lachen der heiteren, lebenslustigen Gesellschaft wieder, die bisher dem Sterne angehört.

Und doch hatte sich der Sternwirth nichts gegen seine Gäste zu Schulden kommen lassen: sein Wein war so gut als zuvor, seine Küche leistete noch immer, was ein Feinschmecker nur wünschen kann.

Und was war nun die Ursache dieser auffallenden Erscheinung?

Die Sache verhielt sich wie folgt: Der unwiderstehliche Magnet, der seit Monaten im Stern jene heitere Gesellschaft angezogen und zu fesseln gewußt hatte, hieß Lux. Gab es doch kaum einen Menschen auf Erden, der reicher an drastischem Witz, sprudelnder in lustigen Einfällen, komischer im Vortrage, unerschöpflicher in tollen Streichen gewesen wäre, als

dieser junge Komiker. Vom ersten Tage seines Engagements in Bonn war er das Ideal der Lachlustigen, der Anziehungspunkt für alle Lebemänner, der Aerger für gar manche Frau, deren Gatte er mit seinen Witzen und Späßen Morgens und Abends in's Wirthshaus zog; der gefährliche Liebhaber bei mancher Schönen, deren Herz unter ausgelassenem Lachen dem drolligen Kautze wie spielend zufiel. Mit Einem Worte, er war — wie man heutzutage sagen würde — gar bald der „Löwe des Tages", und alle Welt wußte sich die köstlichsten Streiche von ihm zu erzählen. Selbst der Churfürst hatte kopfschüttelnd schon viel davon vernommen; da er aber im Theater über Lux immer so ungeheuer lachen mußte, daß ihm oft sein, sich allmälig rundendes Bäuchlein wackelte und er schon manchen Aerger, selbst manches körperliche Unbehagen dadurch abgeschüttelt hatte, so schwieg er darüber.

Es versteht sich von selbst, daß Lux über den Witz .... Becher und Schüsseln nicht vergaß; nur für das Bezahlen hatte er durchaus keinen Sinn, und so kam es, daß seine Rechnung im Stern bald so kolossal heranwuchs, daß ihn der Wirth ernstlich an deren Regulirung erinnerte.

„Und Du meinst, ich soll wirklich bezahlen?" — frug bei dieser Gelegenheit Lux den Wirth, mit dem er längst in einer schönen Stunde Brüderschaft getrunken, und gab dabei seinem Gesichte einen so naivko-

mischen Ausdruck, daß jeder andere Mensch laut hätte auflachen müssen. Aber „zahlen oder nicht zahlen“ ist für jeden Wirth gleichbedeutend mit „Sein oder Nichtsein,“ und diese Frage nebst der dazu gehörenden Antwort ist die höhere Tragik des Lebens, die kein Lachen zuläßt.

Der Sternwirth blieb daher auch diesmal höchst ernst und bestand auf seiner Forderung.

„Gut!“ — sagte Lux — „in drei Wochen ist meine Rechnung gestrichen.“

Aber Lux ging von diesem Augenblicke an nicht mehr in den Stern, sondern in den Helm .... wohin ihm denn auch, zum Schrecken und zur Verzweiflung des Sternwirthes, die ganze lustige Gesellschaft folgte. Darum klangen auch jetzt hier — es war eilf Uhr Vormittags — die Gläser bei dem Frühtrunke so lustig; darum waren, zum Entsetzen der ganzen weiblichen Bevölkerung Bonns, um diese frühe Stunde schon wieder die engen Räume des Helm mit der Männerwelt der Residenz überfüllt; darum erschütterte tolles Lachen jetzt die Mauern und Wände der Kneipe.

Lux erzählte eben eine Geschichte, die ihm vor einigen Tagen begegnet war, als ihn plötzlich ein bedeutendes Unwohlsein überfallen, das in eine Art Starrkrampf übergegangen.

„Der Teufel!“ — sagte er jetzt mit seiner unendlich komisch klingenden breiten Stimme und einer Todten-

grämermiene — „das Ding war kein Spaß! Arzt, Haushälterin und Hausleute gaben mich schon für verloren und waren in Verzweiflung."

„Woher wißt Ihr denn das, Lux?" — frug hier Baron von Greth, ein schöner junger österreichischer Werbeoffizier, der an der Seite des Komikers saß und diesem wacker einschenkte.

„Woher ich es weiß?" — wiederholte Lux — „weil ich es hörte."

„Aber Ihr hattet doch den Starrkrampf."

„Freilich, ich lag traurig wie eine leergetrunkene Flasche — regungslos — steif an allen Gliedern, wie ein neugebackener Lieutenant in seiner ersten Uniform; aber das Schauerliche war, daß ich Alles, was um mich her vorging, hörte und sah. Der Churfürst sandte seinen Leibarzt, und als mein Vater, der auf die Nachricht meiner Krankheit herbeigeeilt war, diesen um seine Meinung befragte, sagte er mit nach den Wolken gerichteter Nase im Tone des weisen Salomo: „Sie sind ein alter Soldat und wissen sich zu fassen .... Ihr Sohn ist verloren."

„Das war freilich ein verdammt schlechter Trost!" — meinte der Baron.

„Und dazu die schöne Aussicht, lebendig begraben zu werden!" — rief Lux, mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen sein Glas ausschlürfend. — „Es soll das gerade nicht zu den erfreulichsten Todesarten gehören."

Alle lachten, denn Ton und Miene waren im Gegensatze zu dem angenommenen Ernste zu komisch.

„Nachts ein Uhr“ — fuhr er dann fort — „verließen Arzt und Vater mein Zimmer. Kaum waren sie weg, so trat die Aufwärterin an mein Bett, beugte sich über mich hin und entfernte sich dann, da sie nicht das Geringste von Athem bemerkte, mit ungeheurer Schnelligkeit. Aha! dachte ich, die hält dich für todt! Nun, gut' Nacht, Welt! Ich gehe nach Tyrol!“

Ein abermaliges Gelächter erfüllte den Raum. Als es sich gelegt, nahm Lux das Wort wieder:

„Aber, welch' Glück! um drei Uhr Morgens komme ich in einen leichten Schweiß, meine Brust athmet wieder frei, der Krampf weicht, ich fühle meine Glieder wie von Banden gelöst und ein gräulicher Appetit stellt sich ein.“

„Köstlich!“ — rief hier ein dicker Advocat — „am Rande des Grabes und schon wieder Hunger wie eine Hyäne!“

„Warum nicht?“ — meinte der Baron. — „Es ist eine alte Sache: Unkraut vergeht nicht!“

„So dachte ich auch!“ — rief Lux lachend. — „Aber hört nur weiter: um fünf Uhr vernehme ich die schwerfälligen Tritte meiner Aufwärterin. Was kann sie jetzt wollen, denke ich, als den Todtgeglaubten bestehlen. Ich lege mich also auf den Rücken und verharre mit halbgeschlossenen Augen und zurückgehaltenem

Athem so ruhig, als läge ich längst in Abrahams Schooß. Leise tritt sie ein, ein Blick auf mich bestärkt sie in ihrem Glauben, ich sei hinüber, und nun schleicht sie an den Wandschrank, wo sie wußte, daß einige Flaschen köstlichen Madeiras standen, die ich zum Geschenk erhalten. Als sie zwei davon genommen und zärtlich wie Zwillinge in ihre Arme gelegt, will sie sich noch einmal von meinem Tode überzeugen; sie kommt also an mein Bett und beugt sich über mich; .... in demselben Augenblicke aber richte ich mich, so schnell als es mir die Ermattung erlaubt, auf, greife nach den Flaschen und schneide ihr eine gräßliche Fratze. Donner und Doria! d e n Schrei hättet ihr hören sollen! Mit einem einzigen Satze war sie aus dem Zimmer und rief und schrie, daß das ganze Haus zusammenlief: Herr und Magd, Frau und Knecht, Kinder und Kegel .... alles im Hemde, wie es aus dem Bette kam, denn Jedermann glaubte, das Haus stehe in Flammen."

„Ich hatte mich indessen etwas am Madeira gestärkt; aber .... wie wusch mir nun die Alte den Kopf: „Sie sind ein Esel!" — sagte sie, noch immer am ganzen Leibe wie Espenlaub zitternd. „Sie haben mich erschreckt, daß mich bald der Schlag getroffen hätte. Aber Sie können Ihre Narrenspossen nicht lassen, und wenn Ihnen der Tod auf der Zunge sitzt." *)

*) Dieser Ausspruch bewährte sich bei L u x wörtlich. Als er in Frankfurt a. M. im Jahre 1817 gestorben und man seinen

Man kann sich das Gelächter und den Jubel denken, der dieser vortrefflich vorgetragenen Erzählung folgte.

„Und den Wein kann er auch nicht lassen!“ — rief jetzt der junge Werbehauptmann. — „Satanas hatte ihn schon an der Kehle, da kurirt er sich mit Madeira!“

„Das hat er im Kloster gelernt!“ — meinte ein Anderer.

„Im Kloster?“ — wiederholte Lux, indem er sich hinter den Ohren kratzte — „da hat mir der Witz einmal scharfen Arrest auf acht Tage bei Wasser und Brod eingebracht.“

„Wie so?“ — „Erzähle!“ — rief es von allen Seiten.

„Zu erzählen ist da nichts!“ — sagte Lux trocken. — „Der Teufel der Langenweile und die Sehnsucht nach der Welt plagten mich so sehr, daß ich zum Dichter wurde. Ich schrieb also mit Kohlen an die Wand meiner Zelle:

Wein und Mädchen sind ein Segen,
Nota bene: wohlgepaart;
Und der Heller gibt Vermögen,
Nota bene: wenn man spart;
Darum liebet froh und frei:
Nota bene: alle drei!“

Schreibtisch öffnete, war man allgemein über die Masse von Geldrollen erstaunt, die sich hier vorfanden, da man doch wußte, wie locker und lustig Lux gelebt, und welche Schuldenmasse er hinterließ. Die Freude seiner Gläubiger war also sehr groß ... wurde aber schnell zu Wasser, als man die Rollen öffnete; sie enthielten nichts als Heller und Pfennige. Lux hatte seine Gläubiger noch im Tode gefoppt! (Thatsache.)

„Hurra!“ — rief die Menge — „das ist köstlich!“ und eine Masse Brieftaschen und Schreibtafeln kamen an das Licht; denn Jeder wollte sich diese Probe Lux'scher Poesie mit nach Hause nehmen.

„Er ist ein zweiter Tasso!“ — sagte jetzt Johann van Beethoven, Ludwigs Vater, einer der Eifrigsten in dieser lustigen Gesellschaft. — „Wir müssen ihn nächstens mit einem Lorbeerkranze krönen.“

„Nein!“ — entgegnete der Kammerherr von Wöls, der eben eingetreten war, da er trotz seines unbändigen Adelsstolzes, doch diese tolle Gesellschaft gern frequentirte, bei welcher Gelegenheit er freilich fast immer zur Zielscheibe des Witzes ward. — „Er muß einen Orden bekommen.“

„Ja, ja! den Sauforden!“ — riefen eine Menge Stimmen zu gleicher Zeit.

„Seitdem ich mit Euch umgehe“ — sagte Lux — „habe ich allerdings ein Anrecht auf diesen Orden gewonnen; auch denke ich, daß Ihr nicht so stolz sein werdet, wie die Ritter vom Orden St. Jago, zu welchen Herr von Wöls gehört.“

„Wie so?“

„Als Christus sich bei ihnen meldete, um in den Orden aufgenommen zu werden,“ — fuhr Lux mit der ernstesten Miene fort — „gab das Ordenscapitel nach langer Berathung eine abschlägige Antwort.“

„Warum denn?“ — frug Wöls mit seichtem Lächeln.

„Weil sein Vater nur ein Zimmermann war, und nur Spähne abhieb, während sie die Splitter im Kopfe tragen.“

Ein unbändiges Gelächter folgte diesem beißenden Sarkasmus. Wöls zuckte die Achseln, lachte gezwungen mit und sagte: — „Mein Lux'chen ist heute wieder sehr spaßhaft!“ —

„Wenn auch keinen Orden“ — rief jetzt der junge Werbehauptmann — „so sollten wir doch einen Verein stiften!“

„Hm!“ — meinte Lux — „das wäre so übel nicht. Fragt einmal den Kammerherrn von Wöls; im Clevischen gibt es einen „Gecken-Verein,“ den der Graf von Cleve stiftete und dem stets fünfunddreißig hochadelige Herren angehören. Sie tragen bei feierlichen Gelegenheiten auf ihren Mänteln einen in Silber gestickten Narren im gelbrothen Jäckchen. Da Herr von Wöls so viele Ahnen hat, ist er vielleicht auch hier Mitglied.“*)

Abermaliges Lachen und Hallo erschallte. Wöls erblaßte, biß sich auf die Lippen und verwünschte den

---

*) Dieser Verein hatte übrigens den schönen Zweck: Ablegung aller Ungleichheit und herzliche Freude zu befördern; wer des andern Feind war, mußte sich versöhnen, wenn sie zu Cleve zusammentraten, was jedes Jahr einmal geschah. Aus ihm ging der Mopsorden hervor, und der cölnische Orden Rat-de-pont; aber beide kamen dem Geckenorden nicht gleich und gediehen auch nicht.

Gedanken, der ihn unter diese plebeische Masse geführt; aber er war dabei so verblüfft, daß er nichts herausstottern konnte, als: — „Lux'chen! Lux'chen! das sind mir doch sehr schlechte Witze!" — Im Innern aber kochte es und er gelobte Lux empfindliche Rache.

Lux aber kümmerte sich um das alles nichts; dem Werbehauptmann sein großes Glas zum Einschenken hinhaltend, fuhr er in unzerstörbarer Laune fort: — „Aber wir haben hier ja nichts mit Gecken zu thun. Wenn wir einen Verein bilden wollen, so laßt uns einen Babin-Baba bilden."

„Was?" — riefen hier eine Menge Stimmen: — „Was ist das: Babin-Baba?"

„Ihr wißt auch von der Geschichte so viel wie der Stiefel eines Kammerherrn!" — sagte Lux. — „Habt Ihr denn nie etwas von der köstlichen babinischen Republik gehört, die der Pole Psomka 1568 in seinem Vaterlande stiftete?"

„Nie!" — „Nie!" — tönte es von allen Seiten.

„So will ich bei Eurer geschichtlichen Weisheit zum Geburtshelfer werden!" — fuhr Lux fort — „voraussichtlich, daß Ihr es bei meinem Durst nicht an Hebammengebühren fehlen laßt."

„Noch einige Flaschen Wein!" — rief der dicke Advocat. Der Wirth lief darnach und Lux fuhr fort:

„Dieser Clubb, genannt Babin-Baba, d. h. Frau-

basenrepublik, war genau nach der sauberen polnischen Verfassung gebildet. Der Reichstag war zu Lublin, und da wurde denn gar viel gesalbadert, scharmuzirt und schikanirt; man nahm sich geflissentlich das Unmögliche vor, erwartete das Unglaubliche, und dann wurde nichts oder eine Kleinigkeit ausgemacht, und das Wichtigste verschleiert, wie man das auch bei uns in Deutschland bei manchen Versammlungen so finden will. Aber das Schönste kommt noch: machte ein Minister einen dummen Streich, so machte ihn die tolle Gesellschaft zu ihrem Reichsmarschall; bestahl man den Schatz, so gab es eine Ernennung zum Ehrenmitglied; — hatte Einer ein recht böses Maul und raisonnirte, schwadronirte und that groß, wie bei uns junge Lieutenants und geistesschwache Cavaliere, so wurde er, kraft eines komischen Patentes, zum Kronfeldherrn ernannt; — redete Einer von hohen Dingen, die er nicht verstand, so wurde er Babin-Baba'scher Erzbischof. Kannengießern schickte man die Ernennung zu Großkanzlern, Religionsschwätzern die zu Hofpredigern, und Denjenigen, welche ewig von Jagd und Pferden schwatzten, die von Babin-Baba'schen Kronjägern und Kronstallmeistern zu. Kurz jede Schwachheit wurde lächerlich gemacht, und so war die Gesellschaft Babin-Baba in kurzer Zeit der Schrecken, die Bewunderung und der Pritschmeister der ganzen Nation."

„Köstlich!" — rief der Hauptmann.

„Aber für uns zum Fingerverbrennen!“ — meinte der dicke Advocat. — „In den ersten vierzehn Tagen säße die ganze hochedle Gesellschaft im Loch.“

„Dort war es anders!“ — sagte Lux. — „Der König von Polen hörte von dieser köstlichen Persiflage, und ließ Psomka, der wegen seiner jovialen und witzigen Einfälle allgemein bekannt und beliebt war, zu sich rufen. „Habt ihr denn auch schon einen König?“ — frug er ihn, als er vor ihm stand. „Gott bewahre!“ — sagte dieser — „Gott bewahre uns, daß wir bei Lebzeiten Eurer Majestät einen neuen wählen sollten.“

Ein furchtbares Gelächter erschallte.

„Und der König?“ — frug der alte Beethoven.

Lux nahm eine Priese, verzog sein Gesicht zu einer unübertrefflichen Fratze und sagte:

„Er war so gescheid wie der Herr von Wöls: er fühlte den Stachel und lachte zu dem Witz!“

Wöls biß sich abermals auf die Lippen; der Hauptmann aber rief: — „Und wo bleibt nun unser Verein?“

„Gut!“ — sagte Lux, erhob sich, nahm in die eine Hand eine Flasche, in die andere sein volles Glas, streckte beide Arme wie segnend über die Gesellschaft aus und rief dann im feierlichen Tone:

„Kraft des mir gewordenen Auftrages schaffe und creire ich hiermit aus dieser gegenwärtigen würdigen

und vielbegabten Gesellschaft den Orden „der Trinkbrüder."

Jetzt aber erschütterten das Hallo und der Jubel in der That die Mauern und die Fensterscheiben.

„Und Lux ist unser Präsident!" — rief es von allen Seiten.

„Und an jedem Tage, den wir zusammenkommen", — fuhr Lux feierlich fort — muß derjenige unter uns, der den Tag zuvor von der Gesellschaft dazu bestimmt worden ist, eine auf das edle Trinken bezügliche Geschichte erzählen."

„Recht!" — „Recht!" — riefen Alle.

„Und Lux muß heute damit den Anfang machen!" — sagte der Hauptmann.

„Ja! Lux ist Präsident und muß den Anfang mit den Geschichten machen!" — hallte es von allen Seiten wieder.

„Mir auch recht!" — versetzte Lux mit Gravität — „aber ein Präsident trinkt keinen solchen Postillon!"

Neues Gelächter erschallte und neuer besserer Wein kam auf den Tisch; dann klopfte der Hauptmann mit seinem Messer an eine leere Flasche, — alles verstummte und Lux hub an:

Die Geschichte eines Räuschchens.

„Ihr wißt, meine Freunde, das Trinken ist eine Sache, die überall betrieben wird. Nach den Rabbinen half der Satan dem Noah bei Anpflanzung der Reben und tränkte sie mit dem Blute eines Lammes, eines Löwen und eines Schweines. „Aber warum thust du das?" frug Noah, und Satan sagte warnend: „Trinkst du einen Becher dieses Saftes, so wirst du froh und unschuldig sein wie ein Lamm; trinkst du zwei und drei, wirst du muthig und stark sein, wie ein Löwe, trinkst du aber mehr, so wirst du dich, gleich jenem häßlichen dritten Thiere im Schlamme wälzen."

„Nun" — fuhr Lux fort — „seit Noahs Zeiten sind ein paar tausend Jahre vorübergegangen und die Menschheit hat die Zeit nicht unbenutzt gelassen, sich im Trinken zu üben. Wir Alle sind lebende Beweise dafür, und können schon etwas mehr als drei Becher vertragen. Uns ist der Wein der Sorgenbrecher, der Alles

vergessen macht und selbst den Feind umarmt. Aber freilich hat nicht alle Welt Rebensaft, wie wir Glücklichen hier am Rheine; da aber deßungeachtet alle Welt Durst hat, so tröstet sich auch Mancher mit etwas anderem, z. B. mit Schiedammer oder sonst einer ähnlichen Flüssigkeit. Vom Schiedammer also ein Wort. Kennt Ihr den Erzähler des „Mephistopheles in England?"

„Nein!" — riefen Alle.

„Ich auch nicht!" — sagte Lux — „aber eine hübsche Geschichte von ihm sollt Ihr jetzt hören: In Dortrecht gab es einst ein lustiges Schuhflickerlein mit Namen Kats. Der Mann war ein wahrer Philosophe! Seine Werkstätte war seine Welt, ein gutes Schlückchen Schiedammer sein Trost und ein lustiges Lied sein Glück.

Auch heute saß er an der Arbeit, und fröhlich klang es:

„Die Welt ist nichts, wie 'nes Schuhflickers Werkstatt,
Die Menschen die Stiefel und Schuh' sind umher;
Die Reichen und Großen sehr blank sind und haarglatt,
Und brauchen kein Flicken die Kreuz und die Quer.
Geringere aber und kleinere Leute
Sind bloß an den Zeh'n, an den Sohlen entzwei,
Kein Borger sie borgt, sie kein Dieb mag als Beute,
Dem Schuhflicker gleich sind an Sorgen sie frei!
Juchhei, juchhei!
Gleich dem Schuhflicker frei!"

Da klopfte es laut an die Hausthüre und eine helle Frauenstimme rief: „Jakob ..... Jakob Kats, so hört doch!"

„Juchhei, juchhei! — gleich dem Schuhflicker frei!" — fuhr der Sänger fort.

„Seid Ihr auf beiden Ohren taub?" — rief es wieder unten.

„Gleich dem Schuhflicker frei!" — klang es oben.

„Hört auf mit Eurem Singsang und öffnet die Thüre!" — herrschte die Frauenstimme — „der Herr Burgemeester wird schon genug schelten, daß ich so lange ausbleibe!"

„Die Welt ist nichts, als 'nes Schuhflickers Werkstatt!" — begann der Unermüdliche einen neuen Vers.

Aber da donnerte es so heftig an die Pforte, daß Jakob entsetzt in die Höhe flog und zur Thüre lief.

„Ja?" — rief er dabei in fragendem Tone und steckte den Kopf hinaus.

Ein nett und sauber gekleidetes, kleines dralles Frauenzimmer mit rundem, frischem Gesichte stand vor ihm und frug ärgerlich:

„Ist das Eure Manier, Eure Kunden zu behandeln, Jakob Kats? S'ist ganz wider den schuldigen Respect vor Mynheer dem Burgemeester."

„Ja!" — war des Schuh-Reformators Antwort.

„Da, Ihr müßt mir dies recht hübsch machen! — sagte das Mädchen, ihm einen kleinen, zierlichen Schuh

reichend und nach einer Stelle weisend, die allerdings der Verbesserung bedurfte.

„Ja!“ — sagte Jakob Kats, die Stelle mit kunstgeübten Blicken beschauend.

„Näht mir's ja so fein wieder zu, als Ihr nur könnt.“

„Ja!“

„Und daß es keine Pfuscherei wird, Jakob Kats!“

„Ja!“

„Und daß Ihr in zwei Stunden damit fertig seid, denn der Burgermeester hat mir Urlaub gegeben, zum Tanze zu gehn.“

„Ja!“

„Und macht keine unbilligen Forderungen.“

„Ja!“

„Ich bin also in zwei Stunden wieder hier“ — sagte das Frauenzimmerchen im Weggehen.

„Ja!“ — sagte Jakob Kats zum letztenmale, und schickte sich an, sogleich seine Arbeit zu beginnen, denn seine schöne Geschäft-Geberin war eine zu wichtige Person, als daß er einen Auftrag von ihr hätte vernachlässigen dürfen. „Nicht jeder Schuhflicker kann sich rühmen, für eines Burgemeesters Jungmagd zu arbeiten!“ — dachte er, und er hatte Recht.

„Nun wißt Ihr zwar Alle!“ — sagte jetzt Lux mit ungeheuer wichtiger Miene — „was ein Schuhflicker ist; allein einen echt niederländischen Schuhflicker

kennt Ihr nicht: er ist das verkörperte Ideal der Zunft; der Schuhflicker von Dortrecht aber verdiente der König aller Schuhflicker der Niederlande zu heißen, und es kam, beiläufig gesagt, noch hinzu: daß seine Vorfahren seit undenklichen Zeiten gleichfalls Schuhflicker gewesen waren.

Man konnte Jakob nicht groß nennen, denn er war nur fünf Schuh hoch; auch nicht schmal, denn er hatte einen vorquillenden Bauch wie eine Tonne, und sein Kopf war kugelrund, so daß er auf Jakobs Schultern wie ein holländischer Käse auf einem Butterfasse aussah!"

Ein lautes Gelächter unterbrach hier kurz den Erzähler, dann fuhr dieser fort:

„Sein pockennarbiges Gesicht glich dabei einer Muskatnuß-Reibe mit einer mächtigen Oeffnung nach unten, statt des Mundes, darüber mit einem feurigen Auswuchse statt der Nase, und zwei Einschnitten mit Wachholderbeeren für die Augen."

Lux schnitt in diesem Augenblicke ein solches Gesicht und die ganze Gesellschaft brach in ein neues unbändiges Lachen aus. Die Gläser klangen und wurden geleert und der Präsident der neu geschaffenen „Trinkbrüder" fuhr fort:

„Schön war Jakobchen also gewiß nicht; aber das kümmerte ihn auch nicht. Er stülpte doch mit Stolz seine rothe wollene Mütze auf das edle Haupt,

und schürzte die Aermel seines Hemdes von unbestimmter Farbe so keck und zuversichtlich auf, als gelte es, das Fußwerk eines Königes zu fertigen.

Jakob trank viel, schmauchte noch mehr, und liebte nicht minder — wie ich schon sagte — lustige Lieder ... aber auch gesalzene Häringe. Dabei war er, wenn es auch etwas paradox klingt, allein für sich, der geselligste alte Knabe von der Welt: sang sich selbst seine Lieder, schwatzte mit sich selbst, trank für sich selbst, und stand überhaupt auf dem freundschaftlichsten Fuße mit sich selbst, ward aber die Gesellschaft auch nur um einen Einzigen vermehrt, so wurde er der gesetzteste aller Schuhflicker und einsylbig, wie bei seinem Zwiegespräche mit des Burgemeesters Jungemagd.

Seine Werkstatt war dabei sein Königreich; er führte seinen Hammer und zog seinen Pechdraht mit Kraft und Rüstigkeit, und sah, gleich anderen unumschränkten Herrschern, in seinen Unterthanen seine Werkzeuge. Das Reichs-Gebiet war des Regenten würdig. Es war ursprünglich das Neben-Gebäude eines jener alten niederländischen Häuser mit vorspringenden Ecken und Giebeln und gothischen Schnörkeleien gewesen, und enthielt in einer kleinen dunklen Stube außer dem Handwerkszeuge eine Menge der verschiedenartigsten Dinge. Die Wände waren fast ganz mit alten Stiefeln und Schuhen behangen, und wo dies nicht der Fall, mit Pfennigbildern nach Ostade, Teniers

und Andern bedeckt, Bildern, auf welchen trinkende und kartenspielende Bauern und ähnliche Scenen dargestellt waren. Auf einem schwerfälligen dreibeinigen Schemel, dem Throne des Herrschergeschlechtes der Kats, saß Jakob, dem Fenster gegenüber, hinter dem Arbeitstische; ihm zur Rechten stand eine seltsam geformte, alte, stark nach ächtem Schiedammer duftende Flasche, die einen fortlaufenden Commentar zu seinen Berufs-Bemühungen bildete, und ihm zur Linken lag eine alterthümliche Pfeife mit kurzem Stummel und einem Kopfe, der zu einem Satyr-Kopfe ausgeschnitzt, durch beständigen Gebrauch mehrerer Generationen aber dermaßen geschwärzt war, daß er fast wie das Haupt des leidigen Satanas selbst aussah.

Jakob Kats wichste, bevor er die Ausbesserung des Schuhes der Jungemagd des Burgemeesters begann, sehr sorgfältig die nöthigen Flachsfäden, und feuchtete dabei von Zeit zu Zeit seine Kehle aus der Flasche an, welcher er an diesem Tage — sei es, daß ihn eine reichliche Härings-Mahlzeit noch durstiger als gewöhnlich gemacht, oder daß ihm der Schiedammer ungewöhnlich gut däuchte — bereits so oft zugesprochen, daß sie seine Nase mit einem noch höheren Roth gefärbt und seinen kleinen blinzelnden Augen ein noch helleres Feuer verliehen hatte, als man an jener und an diesen in der Regel gewahrte.

Als er nun seine Vorbereitungen soweit getroffen, stellte er den Schuh dicht vor sich hin auf den Tisch, und nahm seine Pfeife zur Hand, denn er ging schlechterdings nicht von der Regel seiner Vorfahren ab: nie etwas Wichtiges zu beginnen, ohne die anregende Kraft des edlen Tabaks zu Hülfe zu nehmen. Da machte er eine traurige Entdeckung".

Lux hielt hier einen Augenblick inne, feuchtete ebenfalls die trocken gewordene Kehle mit einem vollen Glase guten Zeltingers an, die tapfere Tafelrunde folgte ihm, und der Erzähler fuhr fort:

„Die traurige Entdeckung war: daß sein Tabaks-Vorrath kaum noch zu einer Pfeife hinreichte.

„Dönjer en Blexen!"*) ... Geen Tabak mehr! ... Ik wollt' zum Duivel, dat meene Piepe immer gestopft wär'!" — rief der Schuhflicker von Dortrecht. Dann schlug er Feuer und begann emsig zu arbeiten und zu schmauchen. Aber während er nähte und wacker darauf loshämmerte, war sein Geist keineswegs unthätig; denn, um die volle Wahrheit zu sagen, es strömten ihm zahlreichere und ehrgeizigere Gedanken zu, als jemals in ihm aufgestiegen waren. Er dachte nämlich daran, daß es hohe Zeit sei, etwas zu thun, um das Aussterben der uralten Familie der Kats zu verhindern. Schuhflicker" — sagte Lux dabei mit

---

*) Donner und Blitz!

einem unaussprechlich-komischen, von lautem Gelächter begleiteten Seitenblick auf den Kammerherrn von Wöls — „haben so gut Ahnenstolz als unsere edelsten Cavaliere! Aber Jakob Kats ging es auch sonst noch wie Manchem unter uns: er konnte nicht umhin, den Geschmack der heirathsfähigen Jungfrauen seiner Vaterstadt höchst tadelnswürdig zu finden, die für seine Vorzüge stets blind gewesen waren. Sogar Marie van Bree, die schöne Wittwe, die ihm doch jeden Tag seit fünfzehn Jahren durch Wiederholung eines Scherzes über seine Nase ihre Zuneigung zu erkennen gegeben, hatte noch in der vorigen Woche seine süßesten Hoffnungen getäuscht, indem sie einen Anderen geehelicht. Jakob wurde, nachdem er einen sehr bedeutenden Zug auf diese schmerzliche Erinnerung hin aus der Schiedammer genommen, empfindsam. Er machte seine Stiche mit melancholischer Präcision, und zog in der Bitterkeit seines Schmerzes um so stärker aus. Es wollte ihm das Herz abdrücken und wehmüthig sang er:

„Ach! hät ick Tranen, kon ik schreijen!
De Smart knaapt mij hat Leven af;
Neen Wanhoop spaar geen Folteringen,
Stort bij Maria mij in't Graf!*)

---

*) „Ach hätt' ich Thränen, könnt' ich weinen!
Der Schmerz nagt mir das Leben ab;
Doch nein! . . . Verzweiflung, nimm den Deinen,
Stürz zu Marien mich in's Grab.

Während Lux diese Worte mit weinerlicher Stimme und einer jammervollen Miene declamirte, flossen ihm in der That Thränen, die ihm jeden Augenblick ganz nach Wunsch zu Gebote standen, über die Wangen herunter; er zog dabei pantomimisch seinen Pechdraht so natürlich aus und gab den unglücklich liebenden, halbangetrunkenen Schuhflicker so natürlich, daß die ganze Gesellschaft unter Lachen und Jauchzen in einen nicht endenwollenden Applaus ausbrach.

Als es endlich wieder ruhig geworden und Lux durch verschiedene bedeutende Züge aus seinem Glase, die Art und Weise angedeutet hatte, auf welche sich der arme Jakob Kats zu trösten suchte, fuhr er also fort:

„Plötzlich bemerkte unser Kats und ward des wunderbaren Umstandes inne, daß seine Pfeife noch immer fortbrannte, obgleich er sonst in derselben Zeit deren drei hätte ausrauchen müssen. Auch wurde er sich eines brennenden Gefühles bewußt, das sich unter seiner rothen Mütze entspann, und sich bis in seine Fußspitzen verbreitete. Es wogte und nebelte wunderbar in seinem Kopfe. Der Dampf, den er einathmete, schien ihm ungewöhnlich heiß zu sein, und der Schrecken, in welchen ihn dies Alles versetzte, wurde noch zehnfach größer, als er dicht unter seiner dicken, roth-blauen Nase ein leises Gelächter vernahm.

„Dönjer en Blexen!" — rief der bestürzte Schuh-

flicker aus, nahm die Pfeife aus dem Munde, und blickte horchend und forschend umher.

Da rief es mit einemmale:

„Rauch nur zu, alter Bursche! Rauch nur immer zu! Du wirst mich sobald nicht ausrauchen!"

Jakob blickte erstaunt nach der Richtung hin, aus welcher die Töne kamen, und Ihr möcht Euch sein Entsetzen vorstellen, als er gewahrte, daß sein Pfeifenkopf die Worte gesprochen hatte! Und als er nun gar den schwarzgerauchten Satyrkopf ansah, da wollte es ihm dünken, als wenn dieser ihn mit hämischem, boshaftem Lachen anblicke und den Mund und das ganze Gesicht satanisch verdrehe und verzerre.

Jakob war wie vom Donner gerührt. Es kam ihm ordentlich vor, als ob ihm Hören und Sehen vergehe.

„Hast du nicht gesagt," — hub jetzt wieder der schwarze Kopf an — „ik wollt zum Duivel, dat meene Piepe immer gestopft wär? .... Dein Wunsch ist erfüllt. Du kannst mich bis zum jüngsten Tage rauchen."

Jakob erschrack zum Tode. Gern hätte er jetzt die Pfeife zur Seite gelegt, aber ihm bangte zu sehr vor den Folgen, und doch rief der Kopf unter Kichern und Hohnlachen immer wieder:

„Jakob Kats, alter Knabe, rauch' nur zu! Ich werde nie ausbrennen ... nie! ... nie! .... nie!"

Jetzt fing das Zimmer an, sich mit Jakob Kats zu drehen. Todtesangst ergriff ihn, und, an Arm und Beinen zitternd, riß er die Pfeife aus dem Munde.

Aber unter höllischem Gelächter rief es:

„Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu!“ — und im Nu steckte ihm die Pfeifenspitze wieder im Munde.

Der arme Schuhflicker erstickte fast, ... der Rauch kam ihm wie lauter Schwefeldampf vor. Nach Athem keuchend, riß er die Pfeife nochmals aus dem Munde. Da lachte es wieder satanisch, und unter dem Rufe: „Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu bis zum jüngsten Tage!“ — flog ihm abermals die Pfeifenspitze in den Mund!

So ging es fort und fort. Vergeblich riß der unglückliche Schuhflicker die Pfeife mit der Rechten und Linken aus dem Munde, ... stets steckte sie ihm eben so schnell wieder zwischen den Zähnen, und immer rief es — jetzt mit Triumphiren: — „Rauch zu, alter Junge, rauch zu: Duivels-Tabak, prächtiger Duivels-Tabak!“

Jakob Kats war in Verzweiflung. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne; aber die Verzweiflung kann auch einen Schuhflicker zum Aeußersten bringen. Jakobs Blicke fielen auf seinen Klopfstein .... ein Gedanke, eine That! Er schleuderte den grinsenden Dämon von sich — machte eine Gewalt-Anstrengung, wie es große Seelen bei bedeutenden

Veranlassungen zu thun pflegen, und zerschmetterte den Teufelskopf mit der Wucht seines Klopfsteines in tausend kleine Stückchen.

„Dönjer en Blexen!" — rief er entzückt dabei — „jetzt hast Du dein Theil!"

Aber die Hölle war einmal los; ehe er seinen triumphirenden Ausruf noch vollendet, verwandelte sich jedes Stückchen in eine vollständige Pfeife mit einem schwarzen Satyrkopfe, und jeder Satyr schielte, grinste und lachte ihn an, und alle riefen in schauerlichem Chore:

„Rauch zu, rauch zu, alter Junge!"

„Die Geduld eines Holländers ist groß!" — sagte hier Lux, auf dessen Gesicht sich, zur größten Bewunderung und Belustigung sämmtlicher Anwesenden, alle Gefühle des Schuhflickers mit unnachahmlicher Wahrheit widerspiegelten, — „die Geduld eines Holländers ist groß, allein die vereinigte Geduld von ganz Holland hätte in Jakobs Lage nicht ausgereicht. Sah, er doch, wie sich jetzt alle Pfeifenspitzen, Bajonnetten gleich, nach seinem Munde richteten, hörte er doch wie alle Köpfe schrieen: „Rauch zu, Jakob Kats, rauch zu, alter Junge!" und im Nu flogen ihm alle zwischen die Zähne.

Da faßte Jakob mit der letzten Anstrengung den ganzen Pack und schleuderte ihn, — wüthend wie ein angeschossener Löwe — in den Wasserkübel, in welchem

er sein Leder zu tränken pflegte, indem er rief: „Versauft! ihr Dönjer en Blexen!“

Aber Nebel und Wolken umgaben ihn jetzt! wie Nebel und Wolken war es in seinem Gehirne! Da erfolgte ein Donner und ein Blitz .... und die ursprüngliche Pfeife stand vor ihm; aber nicht wie bisher .... der Satyrkopf war zu einem riesigen Gesichte mit flammenden Augen angeschwollen, Stiel und Spitze verwandelten sich in einen gigantischen Leib mit Armen und Beinen, und — während der letzte Sprößling der Familie Kats vor Entsetzen fast in die Erde sank — rief der Dämon: „Du willst mich nicht rauchen, so rauch ich Dich!“ und im Nu faßte das Ungestüm mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand den Schuhflicker um den Leib, drehte ihn wie eine Wachspuppe zusammen, stopfte ihm Tabak in den Mund, zündete diesen an, steckte die beiden zusammengedrehten Füße in den gähnenden Rachen und fing zu schmauchen an.

Welche Todespein für den armen Jakob! Ganz deutlich fühlte er die Gluth im Kopfe, im Leibe, bis in die Fußzehen. Kalter Schweiß drang aus allen seinen Poren und wechselte mit Fieberhitze, es war ihm schrecklich .... schrecklich .... schrecklich zu Muthe .... er fühlte, wie die Sinne schwanden, wie er sterben müsse. Da raste die Verzweiflung noch einmal durch seine Heldenseele, er riß seine rothe Mütze vom Kopfe

und schleuderte sie, mit der Kraft eines Verzweifelnden, dem Satyr in das schielende Auge. Das Ungeheuer öffnete den Rachen zu einem Aufschrei des Schmerzes, ließ seine lebendige Pfeife fallen, Jakob stürzte mit dem Kopf auf den Boden, ... und ..... wußte nichts mehr von sich.

Es muß unausgemacht bleiben, wie lange der gute, edle Jakob Kats in diesem nicht zu beneidenden Zustande verblieb. Er war nun einmal auf den Kopf gefallen, wie so manch' Anderer, den auch keine Posaune des jüngsten Gerichtes zur Vernunft erweckt. Endlich, endlich! rief ihn ein lautes Klopfen an der Thüre zum Bewußtsein zurück.

„Kats! Jakob Kats!" — ertönte die wohlbekannte Stimme seiner schönen Kundin im Tone der äußersten Ungeduld; und als sich nun Jakob mühsam emporrichtete und auf die Ellenbogen stützte, machte er die überraschende Entdeckung: daß er von seinem Dreifuße heruntergefallen war, und erkannte aus der leeren Flasche an seiner Seite und dem ungeflickten Schuh der burgermeisterlichen Jungemagd .... daß ihm der Schiedammer einen übelen Streich gespielt.

„Dönjer en Blexen!" — rief er mit Entsetzen, — „was hat nun so gebrannt, und so genebelt und mir die Höllenangst gemacht?"

Aber er hatte keine Zeit um lange nachzudenken, die

erzürnte Jungemagd des Herrn Burgemeesters klopfte wie toll und als er sie einließ und sie den Schuh sah, der noch nicht gemacht war, da wusch sie Jakob Kats dermaßen den Kopf, daß er zum zweitenmale nicht wußte, wo er war.

Es bleibt nur noch übrig hinzuzufügen, daß es ihm — freilich nicht ohne große Mühe — gelang, seine Gönnerin zufrieden zu stellen; allein bis zu seinem sanftseligen Ende, das zugleich das Ende seines alten Geschlechtes war, blieb er immer im Zweifel, ob die wundersamen Wirkungen, die sich an diesem verhängnißvollen Tage bei ihm kund gegeben, verursacht waren: durch eine zu reichliche Mahlzeit gesalzener Häringe; .... durch zu häufigen Genuß des edlen Schiedammer ... oder durch gar zu heftigen Kummer über den Verlust der Wittwe Van Bree!"

Lux hatte seine Illustration eines Rausches geendet, ein lautes „Bravo!" erschallte und die Gläser klangen, wie das Glockengeläute von allen Thürmen zu Cöln. Unter Lachen und Scherzen wählte man jetzt noch den Erzähler für den kommenden Tag, und brach dann, da Lux sich erhob, auf. Die Menge verlief sich und der Jubel im „Helm" verstummte nach und nach.

Der Weg führte indessen den neuen Präsidenten des neu geschaffenen Vereins der „Trinkbrüder" dicht an dem „Stern" vorbei; als er in seine Nähe

kam, öffnete sich ein Fenster des Wirthszimmers und ein „Bst! Bst!“ erschallte.

Lux sah hin und gewahrte den Kopf des Sternwirths, der mit süß-saurem Lächeln Lux herbeiwinkte.

„Was gibt's!“ — rief Lux — „hab' jetzt keine Zeit! Bin zu Mittag eingeladen und es geht schon auf ein Uhr. Hab' zu lang im „Helm“ gesessen; aber es war zu schön .... köstlicher Zeltinger und eine Gesellschaft! ....“

„Komm nur mal herein, Lux!“ — rief der Wirth fast bittend.

„Weiß schon!“ — entgegnete Lux lachend und machte Anstalten zum Weitergehen. — „Meine Rechnung! Wird schon bald gestrichen werden.“

„Sei doch kein Narr, Lux!“ — sagte der Wirth immer bittender — „komm nur einen Augenblick her, ich hab' Dir etwas zu sagen!“

„Nun!“ — entgegnete Lux, und that, als ob er ungeheure Eile hätte — „aber mach's kurz!“

Als Lux in das Wirthszimmer getreten, kam ihm der Wirth mit dem Buche entgegen, in welchem die Rechnungsauszüge schlechter Schuldner standen.

„Du machst ja eine Miene als solltest Du gehangen werden!“ — rief Lux ganz unbefangen lachend,

„Lux,“ — sagte der Wirth ernst — „Du weißt, wie sehr ich Dich schätze und liebe.“

„Gewiß!“ — entgegnete der Komiker mit unzer-

störbarer Heiterkeit, indem er dem Sternwirth kosend auf die Wangen klopfte — „Du bist ein goldiger Junge.“

„Nun siehst Du“ — fuhr der Wirth ernst, ja fast weinerlich fort — „damit Du erkennst, wie werth Du und Deine Gesellschaft mir sind, so will ich Dir die Hälfte Deiner Rechnung streichen: vorausgesetzt, daß Du wieder, wie früher, täglich in den Stern kommst!“

Und der Wirth nahm eine Feder, und strich mit einem unterdrückten Seufzer die Hälfte der Rechnung.

„Ich sag' es ja!“ — rief jetzt Lux in drolligem Uebermuthe — „Du bist die nobelste Seele von der Welt; aber damit Du erkennst, daß ich im Edelmuth Niemand nachstehe, und siehst, wie werth auch Du mir bist, und wie wenig ich von Deiner Nähe lassen kann, so .... streiche ich auch die andere Hälfte!“

Und ehe es der Sternwirth verhindern konnte, hatte ihm Lux die Feder aus der Hand genommen und auch die zweite Hälfte der Rechnung durchstrichen.

Der Wirth erschrack, als er aber Lux ansah und dieser ihn mit komischer Zärtlichkeit an sein Herz drückte, mußte auch er lachen; er wußte ja, was er mehr verdienen würde, wenn er den Löwen des Tages und seine Gesellschaft wieder habe.

„Du bist ein verdammter Kerl!“ — sagte er dann. — „Man kann Dir Satan nicht böse werden; aber Du hältst auch Wort und kommst wieder.“

„Von morgen an!" — rief Lux und gab dem Wirthe seine Hand. In demselben Augenblicke tupfte Jemand Lux auf die Schulter, er sah sich überrascht um, da stand Kammerherr von Wöls vor ihm; der Ausdruck eines gewaltsam heraufbeschworenen Heroismus lag in seinen Zügen.

„Ei! Herr von Wöls!" — rief Lux in ironischem Tone — „und so ernst. Mein liebes Kammerherrchen, man ist das gar nicht an Ihnen gewöhnt."

„Sie haben mich heute unterschiedenemale beleidigt!" — sagte der Cavalier. — „Sie müssen sich mit mir schlagen!"

Lux brach in ein helles Lachen aus.

„Sie beleidigen mich wieder!" — rief Wöls feuerroth werdend, da er sah, wie Lux die Sache aufnahm. — „Ich habe auch gern mein Späßchen; aber Sie übertreiben es. Ich bin Cavalier ...."

„Cavalierchen!" — verbesserte Lux mit Ironie.

„Sie sind unverschämt."

„Und Sie zum todtlachen!"

„Ich werde Sie todtstechen!"

„Schön!" — rief Lux — „da werde ich auch einmal fühlen, wie ein Mückenstich thut."

Wöls fing an die Contenance zu verlieren. Er hatte eigentlich gehofft, als Cavalier den Spaßmacher mit seiner Herausforderung zu verblüffen und zu einer Entschuldigung zu nöthigen; .... jetzt sah er zu seinem

Schrecken, daß es am Ende gar nicht bei der Ausforderung bleiben, sondern zur That kommen könne.

Lux hatte ihn denn auch sofort durchschaut. Er nahm daher plötzlich eine ernste Miene an, und sich wie erzürnt aufrichtend, rief er:

„Aber Sie haben Recht, mein Herr, wir müssen uns schlagen!"

Wöls erblaßte: Wer hätte auch einen solchen Muth und eine solche Keckheit, — einem Cavalier, einem Kammerherrn gegenüber — von einem Menschen wie Lux, — von einem ganz gewöhnlichen Schauspieler — von einem solchen Spaßmacher erwartet.

„Ja!" — stotterte daher der Junker — „wenn nur eines nicht im Wege steht."

„Was?" — rief Lux — „doch nicht Ihre allzugroße Courage?"

„Mein Adel!" — versetzte Wöls.

„Sie haben gefordert!" — entgegnete Lux, der sich gewaltsam zum Ernst zwang — „und sich damit über dies Vorurtheil hinweggesetzt, wie das bei einem Manne von so viel Geist, wie der Herr Kammerherr, zu erwarten war."

„Aber ...." stotterte Wöls.

„Lassen wir unsere Secundanten das Weitere ausmachen!" — rief Lux. — „Ich habe Eile, denn ein köstliches Diner erwartet mich. Möge es Ihnen so gut

schmecken als mir: es ist ohnedem vielleicht eines Ihrer Letzten!"

Und mit diesen Worten verbeugte sich Lux — sein Lachen verbeißend — vor dem Kammerherrn und ließ diesen in der größten Verwirrung zurück.

Der Wirth vom „goldenen Stern" aber rieb sich vergnügt die Hände: er hatte Lux und seine Gesellschaft auf's Neue für sich gewonnen, — dem Helmwirth den angemaßten Rang wieder abgelaufen, und .... seinen Gästen die köstliche Neuigkeit von einem Duell zwischen dem Kammerherrn von Wöls und dem Komiker Lux mitzutheilen.

Leben und Weben.

In dem Breuning'schen Hause gestaltete sich unterdessen ein immer schöneres Leben. Es schien, als ob ein glücklicher Zufall jugendlich-strebende Jünger aller Künste hier zusammenführen wolle, wenigstens waren jetzt die Musik, die Malerei und die Dichtkunst vertreten: erstere durch die ganze Familie Breuning, durch Ludwig van Beethoven, Ries, Wegeler und die beiden Romberg; die Malerei durch Gerhard und Karl Kügelgen, da diese außer ihren anbefohlenen Studien ihre Lieblingskunst wacker übten — und endlich die Dichtkunst durch Christoph und Stephan, die Söhne des Hauses.

Frau von Breuning gewahrte dies schöne Zusammentreffen mit Freuden; aber sie wußte es auch in ihrer liebenswürdig-praktischen Weise sogleich zu etwas zu benützen, das eben so anfeuernd und bildend, als unterhaltend für die jungen Leute war. Da sie als kluge Frau aber begriff, daß sich die Jugend nie gern eine fremde Idee octroiren läßt, dagegen für alles schwärmt, was sie selbst gefunden zu haben

glaubt; so regte sie das, was sie wollte, nur ganz oberflächlich und als Scherz an, und siehe, auch hier bewährte sich ihr feiner weiblicher Tact.

„Ihr könntet ja in der That eine kleine Akademie der Künste bilden!“ — warf sie eines Abends hin, als alle die jungen Leute in heiterer Gesellschaftlichkeit um sie versammelt waren, und Jedes von ihnen etwas zum Besten gab. Der Gedanke zündete richtig; zuerst bei dem feurigen Stephan und dann, als dieser ihn in sich aufgenommen und ihn nun den Andern vortrug, auch bei diesen.

Sofort wurden zwei Abende in der Woche festgesetzt, an welchen man regelmäßig zusammen kommen und nach gewissen, noch zu bestimmenden, Gesetzen eine förmliche Abendunterhaltung veranstalten wollte. Alle Monate aber sollte dann eine größere Aufführung mit Zuziehung eines kleinen befreundeten Publikums stattfinden. Neben dem Vortrag von Musik, galt es auch dem von Gedichten und der Auslegung von Zeichnungen, bei welchen sich, neben den beiden Kügelgen, auch Rosa und Christoph Breuning betheiligten. Vater Ries bekam die Oberleitung und das Directorium, wobei er in Sitzungen, die alle Vierteljahre abzuhalten, über Fleiß und Fortschritt der jungen männlichen und weiblichen Akademiker berichten sollte.

Frau von Breuning aber behielt sich dabei vor, jedesmal einen Preis an dasjenige Mitglied der

Akademie zu ertheilen, welchem Vater Ries diesen Vorzug zuerkennen werde.

Jetzt aber war es wirklich eine Freude, den Wetteifer dieser jungen, kräftigen und begabten Leutchen zu beobachten.

Es lag für Alle schon im Lernen, Einstudiren und Ueben eine Lust; natürlich eine noch viel größere in den Aufführungen selbst. Und die Sache wurde nicht nur mechanisch betrieben: Beethoven und die beiden Breunings traten auch selbstständig schaffend dabei auf, jener, indem er recht artige Piecen für das Clavier componirte,*) diese indem sie ihr poetisches Talent in ernsten und scherzhaften Dichtungen bekundeten.

Auch ein Zuwachs stand der kleinen Akademie bevor. Die Hofräthin bekam nämlich um jene Zeit Briefe von der ihr sehr befreundeten Familie d'Honrath aus Cöln. Diese war gerade auf einer Reise nach Frankfurt begriffen; im Rückwege versprach man einen kleinen Aufenthalt in Bonn und dann sollte Jeannette, die einzige Tochter dieses Hauses und die liebe Freundin Rosa's und Eleonorens, auf einige Wochen im Breuning'schen Hause verweilen. Alles freute sich hierauf, denn die Angekündigte war so schön als talentvoll und liebenswürdig. Ludwig kannte sie nicht;

---

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. I. Thl. S. 10.

aber er legte auch gar keinen Werth darauf, sie zu kennen. Er war ernster als jemals und gestand auch für sich der scherzweise entstandenen kleinen Akademie keine andere Bedeutung zu, als die einer neuen Anfeuerung immer Tüchtigeres zu leisten und in technischer und schöpferischer Beziehung alle Anderen zu überflügeln. Dennoch befand er sich in diesem regen, liebenswürdigen Treiben unendlich wohl; und wie ihm Alle — ungeachtet seiner vielen Eigenheiten und seines oft gar störrischen und abstoßenden Wesens — dennoch ihre wahre und herzliche Liebe entgegenbrachten, so konnte auch er sein warmes, liebebedürftiges Herz diesen guten edlen Menschen nicht verschließen; obgleich seit jener Zusammenkunft mit der netten, lebhaften Blondine auf dem Kreuzberge, das freundliche Bild dieses schönen Mädchens in dem still verborgensten Winkel seines Herzens thronte.

Er gestand sich dies selbst kaum; aber seine Träume, seine kleinen Compositionen, die unter seinen phantasirenden Fingern auffliegenden Töne, waren schwatzhafter als sein Inneres. Er suchte etwas, was er nicht finden konnte; er sehnte sich nach Etwas, und wußte doch nicht klar, wie er dies Etwas zu bezeichnen habe: bald kam es ihm vor, als sei es Ehre, Ruhm, das Bedürfniß sich in gewaltigen musikalischen Schöpfungen zu ergießen; — bald stimmte ihn dies Suchen und Sehnen wieder weich, so daß er sich über sich

selbst ärgerte und den Tag verwünschte, wo er jenes Mädchen gesehen .... denn .... ihr Bild war es eben doch, was gewöhnlich diese ihm sonst ganz fremde und seiner Natur zuwiderlaufende Stimmung in ihm hervorrief.

Das neue Treiben im Breuning'schen Hause kam ihm daher gerade recht; es betäubte ihn gewissermaßen, nur verstimmte ihn hier häufig eines, und dies war das Eintreten eines jungen österreichischen Werbeoffiziers, des Herrn von Greth, in den ihm so lieb gewordenen Familienkreis.

Herr von Greth*) stammte mütterlicher Seits aus sehr guter Familie, seinen eigentlichen Vater wollten Einige sogar in sehr hohen Kreisen suchen; eine Sache, die allerdings dadurch an Wahrscheinlichkeit gewann, daß der junge Mann sich schon im einundzwanzigsten Jahre eines Hauptmannpatentes erfreute.

Wie dem aber auch sein mochte, in Bonn und in den Rheinlanden wußte man hiervon nichts. Hauptmann von Greth war als Werbeoffizier mit Empfehlungen des Wiener Hofes an den Erzherzog-Churfürst erschienen und von diesem freundlich aufgenommen worden. Nebenbei übergab derselbe auch ein Accre-

---

*) Karl von Greth, später K. K. Oester. Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 23, Commandant von Temeswar.

ditiv im Hause des Grafen von Westphal, und da er hier Frau von Breuning und ihre Söhne öfter traf, so bildete sich bald auch zwischen ihm und dieser Familie ein freundschaftliches Verhältniß.

Der junge Hauptmann von Greth war dabei ein ebenso hübscher als feingebildeter Mann: wenigstens zeigte er in den feineren Gesellschaften, in welchen er sich bewegte, daß er dies sein konnte. Wußte er sich unbeobachtet, schlug freilich ein stark soldatischer Ton durch, wie er denn in der Lux'schen Gesellschaft einer der lustigsten und tollsten Trinkbrüder war.

Aber gerade dies aalglatte feine Gebärden in guter Gesellschaft und das wild ausschweifende in niederer, verletzte Ludwigs zartes Sittlichkeitsgefühl: einmal um der Unwahrheit Willen, die in einem so doppeltgestaltigen Auftreten lag, und dann durch die Unsittlichkeit eines solchen Lebens selbst.

Einer der hervorragendsten Charakterzüge Ludwig van Beethovens war ja schon damals eine hohe über jeden Vorwurf erhabene Seelenreinheit*).

Auch hierin war Platon sein Ideal, und wie diesem, blieb auch ihm Sittlichkeit immer das höchste

---

*) „Il avait le sentiment le plus élevé de tous les devoirs moraux. Ses moeurs furent toujours d'une pureté irréprochable."

Oulibicheff: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs." p. 67.

Gut, — Selbstzweck — um deßwillen alles Andere gethan und begehrt werden muß.

Das Erscheinen des jungen Offiziers wirkte daher immer peinlich auf ihn zurück: seelisch erkältend und abstoßend, wie die Annäherung eines unmoralischen Menschen auf eine Somnambüle. Er verleugnete dieß auch gar nicht, weder gegen Breunings noch gegen den Hauptmann selbst, dem er in seiner harten, finsteren und abstoßendeu Weise aus dem Wege ging, wo er konnte. Vergebens suchte die Hofräthin hier zu vermitteln; alle Vernunftgründe überwand bei Ludwig eine geheime, instinktive Abneigung, und dann war es Frau von Breuning, nachdem sie von Greth's Doppelwesen Kenntniß hatte, am Ende auch nicht so tiefer Ernst. Sie duldete den jungen Hauptmann selbst nur, weil sie ihn schicklichkeitshalber nicht abweisen konnte.

Auf die übrigen Mitglieder des Breuning'schen Kreises machte Herr von Greth dagegen gerade den umgekehrten Eindruck. Sein Rang, seine Schönheit, seine frühe Carriere, sein gewürfeltes Wesen und die Sicherheit, mit der er aufzutreten wußte, — dieß alles imponirte hier. Und ein schöner Mann war er. Wenn er in stolzer Haltung und kriegerischer Kleidung eintrat, den nach beiden Seiten spitz abstehenden schwarzen Schnurrbart drehend, das schwarze lockige Haar leicht gepudert, die dunklen, in wunderbarer Gluth leuch-

tenden Augen auf die Anwesenden gerichtet, — schlank und doch kräftig, militärisch keck und doch auch die Biegsamkeit eines Weltmannes verrathend, — mußte Jedermann gestehen, daß es kaum einen schöneren jungen Mann geben konnte. Er hatte etwas Bezauberndes, und die kluge Frau von Breuning würde vorsichtiger aufgetreten sein, wären Eleonore und ihre Freundin Rosa*) nicht noch Kinder gewesen.

Uebrigens konnte man dem jungen Hauptmann bei seinen Besuchen nur ein höchst feines und anständiges Auftreten nachrühmen. Diese Besuche waren indessen selten, ja sie hatten in der letzten Zeit fast ganz aufgehört. Ludwig freute sich dessen und ging wieder doppelt gern in das Haus, das ihm fast zum älterlichen geworden.

Der Sommer neigte sich zu Ende und mit ihm der August, als der junge Beethoven eines Abends wie gewöhnlich nach dem Breuning'schen Garten ging, woselbst man sich während der schönen Jahreszeit immer zu versammeln pflegte. Hier auch wurden, in dem geräumigen Gartensaale, die kleinen Akademien abgehalten; hier hatte schon so manch' schönes Fest die jugendlichen Herzen erfrischt und erfreut, gehoben und begeistert. Und es bedurfte dazu nicht einmal eines Festes; denn da der Breuning'sche

---

*) Rosa Koch aus Bonn, spätere Gräfin Belderbusch.

Garten dicht am Rhein auf dem sogenannten „alten Zoll“ lag, so genügte schon die paradiesische Aussicht, um jedes empfängliche Gemüth mit Entzücken zu erfüllen.

Göthe selbst sagt von dieser Aussicht: „Sie ist so entzückend schön, daß man sich eines Versuches, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.“

Da wallt er hin, der herrliche Rhein, mit seinen krystallenen grünen Fluthen, Schiffe aller Art auf seinem stolzen Nacken tragend. Stromabwärts liegt die Stadt, über deren Giebel und Dächer das Glockenthürmchen der Minoritenkirche, die ernsten Mauern des Welschnonnenklosters emporragen. Dann gleitet das Auge schnell auf dem glänzenden Spiegel des Stromes hinab, bis wo das vortretende jenseitige Ufer den Blick begrenzt. Aber wunderbare Gestalten scheinen sich hier aus den Wogen zu heben; es sind die Schatten der Gesandten des deutschen Königs Heinrich I. und Karl von Frankreichs, die einst im Jahre 921 hier mitten auf der freien Straße des Rheines einen Bund geschlossen und beschworen. Aber nur für Sekunden fesselt diese Erinnerung den inneren Blick, dann fliegt der äußere wieder hinüber nach dem schönen herzoglichen Jagdschloß Bensberg und der reichen Benedictiner-Abtei Siegburg; und stromaufwärts — der prächtigen Windung des Rheines folgend — bis wo links die gewaltige, majestätische, grün-

zackige Krone des Siebengebirges, dieser Alpenzug des Rheines, sich zauberhaft schön ausbreitet und rechts die stolzen Ruinen Godesberg und Rolandseck ernst und sinnig von ihren Höhen herabschauen.

„Ja! es kann kein schöneres Fleckchen am ganzen Rheinstrome geben!" — rief auch heute Ludwig aus, als sich plötzlich die so oft gesehene, und doch nie in ihrer Schönheit alternde Landschaft im Abendschimmer vor ihm ausdehnte.

Er blieb lange schweigend und in sich gekehrt stehen, die reine Luft, die vom Strome heraufwehte, mit tiefen Zügen athmend und den großartigen Eindruck, den diese Aussicht immer auf ihn machte, wirken lassend: er stimmte ihn ja so feierlich erhaben und doch auch wieder so still vergnügt!

Der junge Beethoven merkte dabei nicht, daß er bemerkt und beobachtet wurde. Drei Mädchengesichter — immer eines schöner, frischer und rosiger als das andere — schauten nämlich unfern von ihm aus einem den Garten begrenzenden Gebüsche heraus.

„Das ist er!" — sagte jetzt eine der lieblichen Lauscherinnen zu dem blonden Lockenkopfe, der neben ihr wie ein Amorettenköpfchen aus der üppigen Fülle des Laubes hervortauchte.

Aber in demselben Augenblicke überflog ein dunkles Roth dies reizende Gesicht, während ein, Ueberraschung bezeugendes: „Dieser?!" — den Lippen entschlüpfte.

Eleonore und Rosa kicherten nach Mädchenart leise vor sich hin.

„Ich dachte es!" — sagte dann die letztere zu der jungen Breuning — „sie hat sich ihn anders gedacht. Er ist wieder so ernst, wie sein Platon."

„Aber er ist doch gut!" — fuhr Eleonore fort — „und es steckt mehr in ihm, als man glauben sollte. Warte nur, wenn er erst heute Abend auf dem Flügel phantasiren wird, sollst Du Dein Wunder hören."

„Ich kenne ihn schon!" — versetzte die hübsche Blondine noch tiefer erröthend.

„Wie, Du kennst Ludwig?" — riefen die beiden Anderen halblaut — „das ist unmöglich!"

„Doch nicht!" — versetzte die Blondine; aber die Erklärung verhallte nach der Seite des Gartens hin, nach welcher sich die Mädchen jetzt zurückzogen.

Auch Ludwig van Beethoven erwachte aus seinem Schauen und Träumen. Rasch trat er ein; aber ebenso schnell fesselte eine neue Ueberraschung seine Schritte: das Portal des Gartenhauses, welches zugleich auch dasjenige des Gartensaales bildete, war mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, die, unmittelbar über der Thüre, ein weißes Schild umgaben, auf welchem mit großen, sehr geschmackvoll ausgeführten Buchstaben zwischen sinnigen Arabesken die Worte zu lesen waren: „Unserem lieben Ludwig Heil und Freude!" darunter stand: „den 25. August 1785."

Ludwig schlug sich lächelnd vor die Stirne, hatte er doch ganz vergessen, daß heute sein Namenstag war. Um wieviel mehr seine edle mütterliche Freundin daran gedacht, sollte er jetzt erfahren: er fand eine zahlreiche Gesellschaft und hörte, daß ihm zu Ehren ein kleines Concert nebst einer Abendunterhaltung arrangirt sei. Die Treue und Liebe, welche in dieser Aufmerksamkeit lag, griff denn auch tief in seine Seele. Ein anderer junger Mann wäre vielleicht stolz darauf geworden; Ludwig, dem jedes häusliche Glück gerade da abging, wo er es naturgemäß hätte finden sollen, fühlte sich bei diesem Ersatz in fremdem Hause, erschüttert. Als er Frau von Breuning und den Ihren die Hand dankend drückte, standen — was gewiß bei ihm selten war — Thränen in seinen Augen. Sie spiegelten einen schneidenden Schmerz und eine hohe Freude zugleich ab.

Jetzt aber begann das Concert: Eleonore und Rosa spielten eine vierhändige Sonate mit überraschender Fertigkeit und einem Ausdrucke der fast noch mehr ihren jugendlichen Freund und Lehrer als die Schülerinnen selbst ehrte.

Ihnen folgte Stephan Breuning mit dem Vortrage eines selbstverfaßten Lobgedichtes auf Shakespeare, das in geistreicher Wendung auf die Verehrung des großen Britten und von diesem speciell auf Ludwig überging, dem er mit dem Schlusse des

Gedichtes die Wielandische Uebersetzung Shakespeare's, in einem reichen und geschmackvollen Einbande prangend, als Geschenk überreichte.

Auch die beiden Romberg, Wegeler und Ries ließen sich in einem von letzterem zu dieser Feier componirten Quartette hören; während Gerhard und Karl Kügelgen dem jungen Freunde zwei Zeichnungen von ihrer Hand überreichten. Die erste war ein ganz gelungenes Porträt Beethovens, welches Gerhard mit ungemeiner Geschicklichkeit, ohne des jungen Ludwigs Wissen, jüngst aufgenommen, als dieser gerade einmal wieder in Gedanken verloren eine halbe Stunde dagesessen, ohne zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging.

Porträt und Veranlassung gaben den Abend noch viel zu lachen.

Die Arbeit Karls war eine Ansicht von Godesberg, zur Erinnerung an den Tag, an welchem sie sich zum erstenmale getroffen.

Seinen Höhepunkt hatte das Fest aber damit noch nicht erreicht.

Jetzt trat Christoph Breuning auf, und nun gewahrte Ludwig auch erst, daß den Hintergrund des Gartensaales ein grüner Vorhang verhülle, also eine neue Ueberraschung zu erwarten sei. Als seine Blicke prüfend über die Versammlung streiften, fand er Rosa und Eleonore verschwunden.

Aber wie schön und bedeutsam war nun die Dichtung Christoph von Breuning's.

Das Höchste und Schönste, das Größte und Herrlichste, ja das eigentlich Göttliche auf Erden — sagte er in derselben — ist die Kunst. „Das Schöne ist die Idee in begrenzter Erscheinung; alle Erscheinung der Idee ist aber wesentlich Erscheinung in der Form des Sichtbaren. Die Idee ist das Leben, das Leben aber ist die Bewegung der Kräfte, welche in Körpern Gestalt haben; das Dasein der Idee ist daher vor Allem Verkörperung. In dem organischen Körper blitzt aus der feinsten Bildung der Materie der Geist auf, der unendlich mehr, als alle Materie, richtiger die Wahrheit aller Materie ist, aber nicht anders als so, daß sie seine Basis, sein Organ bleibt. Die Kunst wird daher das Sichtbare der Körperwelt verlassen müssen, um es wieder zu suchen; sie wird es nicht getilgt, sondern in Wahrheit nur verborgen haben und daraus folgt, daß diejenige Kunstform, welche sich auf diesen Standpunkt stellt, einen ebenso sehr nach einer höheren Stufe weisenden, als für sich berechtigten und selbstständigen Charakter tragen wird, und diese Kunstform ist: die der Musik."

Das Gedicht hob nun weiter hervor: „wie das Gefühl die Mutter des gesammten Geisteslebens sei; wie es zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen

schwebe; wie die bestimmten Thätigkeiten des Geistes aus seinem Schooße hervortreten müßten, um bestimmend und bereichernd auf es zurückzuwirken. Die ganze Welt von Unterschieden liege im Leben des Gefühls nur verschwimmend und verworren angedeutet, sofern es nicht die Phantasie sei, die als Ganzes auf dieses eine ihrer Momente sich stelle und die verhüllten Keime zur vollen Entwickelung bringe. Nur durch diesen Prozeß erhalte die Empfindung Licht und Gestalt, Seele, Geist und Leben!

Und immer höher steigerte sich der Schwung der Dichtung, bis sie die Musik als „die blosgelegte Seele aller Künste, als das Geheimniß aller Form, als eine Ahnung weltbauender Gesetze“ anrief und ihre Jünger als die glücklichsten Söhne der Schöpfung pries. Dann kehrte es sich in treffender Wendung an die Genien derselben, sie anrufend: dem Freunde hier, dem dieses Fest gelte, und der sich der hohen Muse der Musik so ganz geweiht, zu erscheinen und, wenn sie ihn würdig fänden, den Kranz zu zeigen, der ihm einst, bei fortgesetztem treuem Streben, die Schläfe zieren werde.

Und als Christoph noch so sprach, da flogen sanfte Melodien auf, der Vorhang theilte sich und ein allgemeiner Ausruf des Entzückens begrüßte eine wunderschöne Gruppe: Die Genien der Symphonie, der geistlichen und der dramatischen Musik, geschmückt mit

ihren Attributen und dargestellt durch Eleonore, Rosa und eine Freundin, umstanden einen zierlichen Altar, auf dem eine Flamme brannte; über den Dreien aber erhob sich die Phantasie, eine Lyra in der einen, einen Lorbeerkranz in der anderen Hand. Von ihrem, mit einer phantastischen Krone geschmückten Haupte, floß eine Fülle herrlich blonder Locken, ihre schönen blauen Augen aber suchten den jungen Beethoven, dem sie freundlich lächelnd und doch hoch erröthend den Kranz hinhielt. Da verstummte die Musik und der Vorhang schloß sich unter lautem, allseitigem Beifall.

Nur Ludwig stand wie angemauert. Die Hand an der Stirne, wußte er nicht, ob er wache oder träume? ob das, was er gesehen, Wahrheit oder Zauber sei? denn jene nette zierliche Figur, die eben als Genius der Phantasie vor ihm gestanden, war ja das stille Ideal seines Herzens, — war jenes liebliche Mädchen von dem Kreuzberge, — war das süße Wesen, nach dem seit jener Zeit seine ganze Seele liebend rang.

Ein Duell.

In der That klärte sich die Sache denn auch sogleich auf: die hübsche lebhafte Blondine, die Ludwig seiner Zeit in dem Grabgewölbe des Klosters auf dem Kreuzberge getroffen und kennen gelernt, war jene erwartete Freundin Eleonorens und Rosa's: Jeannette d'Honrath aus Cöln.

Sie war damals mit ihrer Familie auf einer Reise nach Frankfurt begriffen. Jetzt auf dem Rückwege nach Cöln, hatten d'Honraths auch Bonn wieder berührt, und, wie sie es schon brieflich versprochen, Jeannette auf einige Wochen im Schooße der liebenswürdigen Familie Breuning zurückgelassen.

Jeannette kam, zur allgemeinen Freude, gerade noch zu der Feier des schönen Festes recht, das sich für Ludwigs Namenstag hier vorbereitete; und da die Freundin Eleonorens, welche den Genius der Phantasie darstellen sollte, unwohl geworden war, übertrug man ihr um so eher diese Rolle, als das

Liebliche und Unerwartete ihrer Erscheinung Ludwig und die meisten Anwesenden doppelt überraschen mußte.

Keine Seele hätte dabei auch nur im Entferntesten geahntet, daß sich die beiden jungen Leute schon gesehen, und erst nachdem die Freundinnen dem lieben Besuche den Held des Tages aus dem buschigen Verstecke heraus gezeigt, erfuhren diese etwas von jenem abenteuerlichen Bekanntwerden der Beiden.

Als es allgemein ruchbar wurde, gab die Sache zu vielen Scherzen und Neckereien Veranlassnug und Ludwig wäre diesen Abend überglücklich gewesen, hätte ihn nicht ein Zufall peinlich berührt.

Noch während des kleinen Concertes war nämlich der junge Hauptmann von Greth eingetreten. Er kam ungeladen und ohne etwas von dem Feste zu wissen; da er aber einmal eingetreten war, konnte er so wenig zurück, als man ihn abzuweisen vermochte.

Der junge Beethoven würde nun wohl auch bei den vielen Anwesenden und in seiner freudigen, von der Liebe und Anerkennung seiner Freunde gehobenen Stimmung, wenig auf ihn geachtet haben; aber Herr von Greth drängte sich diesmal, mit völliger Nichtbeachtung Ludwigs, dem doch das Fest galt, auffallender als sonst vor und namentlich an Fräulein d'Honrath heran, der er, in seiner feinen und doch etwas kühnen Weise, die größten Lobeserhebungen, die schmeichelhaftesten Artigkeiten über ihre

bezaubernde Erscheinung als Genius der Phantasie sagte. Seine schönen dunklen Augen blitzten dabei so lebhaft auf, seine schlanke Figur kleidete die Uniform so vortheilhaft, seine gewandten Manieren stachen so gewaltig gegen das stille, ernste — allerdings auch noch etwas linkische Wesen des jungen Kammermusikus ab, daß dieser hätte verzweifeln können. Der Welt gegenüber wäre er dem Hauptmann um keinen Finger breit gewichen: er war sich seines eigenen inneren Werthes bewußt; aber konnte in den Augen eines jungen, unerfahrenen Mädchens, das hier unbedingt den Schein für das Wesen nehmen mußte, dieser Schein nicht blenden und ihm, schon bei dem ersten Wiedersehen ein Herz entführen, das ihm so theuer war und das er um alle Güter der Welt zu gewinnen strebte?

Alle seine Bemühungen, den jungen Offizier von der Seite der hübschen Blondine zu verdrängen, blieben dabei unfruchtbar; und selbst als Frau von Breuning Ludwig aufforderte, Fräulein d'Honrath zu Tische zu führen, und der Hauptmann nun schicklichkeitshalber der Hausfrau den Arm bieten mußte, wußte er es mit überraschender Gewandtheit so einzurichten, daß er seinen Platz doch auf der anderen Seite Jeannettens fand. Ludwig ergrimmte über diese Zudringlichkeit, zumal sich seine hübsche Nachbarin selbst leise darüber beschwerte, und nur die

freundlichen Blicke, welchen er in Jeannettens Augen begegnete, hielten ihn ab, sofort vom Tische aufzustehen, und, gefoltert von Eifersucht und Widerwillen gegen den Hauptmann, und gespornt von dem finsteren Dämon seines leidenschaftlichen und störrischen Wesens, die Gesellschaft zu verlassen.

Wie hätte indessen dieser innere Kampf dem weiblichen Scharfblicke der Hofräthin entgehen können? Kaum hatte sie ihn daher gewahrt, als sich ihr schöner, edler Charakter im Stillen kund gab: ihrem Ludwig sollte das bis dahin so heitere Fest nicht verleidet werden; sie unterdrückte daher die geheime Abneigung, die sie seit den letzten Berichten über den Hauptmann vor diesem hatte, und entfaltete, ihm gegenüber, als Weltdame, ihr liebenswürdiges und geistreiches Wesen mit solcher Gewandtheit, daß er fast keinen Augenblick mehr fand, sich von Frau von Breuning loszuwinden. Herr von Greth mußte, so viel er auch in seinem Inneren fluchte und wetterte mit lächelnden Mienen stille halten, und selbst als die übrigen jungen Leute nach vollendetem Abendessen ein Tänzchen machten, fesselte ihn die schlaue Hausfrau an eine Parthie Whist.

Frau von Breuning hatte es noch zur rechten Zeit getroffen. Die Sturm verkündenden Wolken, die in Ludwigs Innerem bereits aufgestiegen waren,

verschwanden wieder, und das Fest endete schön und heiter, wie es begonnen.

Ludwig schlief, wie dieß häufig vorkam, in dem Hause der befreundeten Familie, und wie selig entschlummerte er mit dem Gedanken: daß das liebe Mädchen unter demselben Dache weile.

Nur zwei Augen wollten sich hier lange nicht schließen: Christoph von Breuning ging noch Stunden lang in seinem Zimmer auf und ab. Weniger feurig als sein Bruder Stephan, aber schwärmerischer und von tieferem Gemüthe, hatte Fräulein d'Honrath auch auf sein jugendliches, in Liebe noch ganz unerfahrenes Herz, einen tiefen Eindruck gemacht, den er jetzt in einem glühenden Gedichte Ausdruck zu geben suchte. Aber es wollte ihm nicht gelingen; der Eindruck war noch zu frisch, seine innere Erregung zu mächtig, die Gefühle, die ihn bewegten, waren ihm selbst noch zu fremd.

Nachdem er sich lange vergeblich abgemüht, kleidete er sich aus und warf sich auf sein Bett; aber es dauerte noch lange, bis er einschlief.

Der junge Hauptmann von Greth allein hatte den schönen gesellschaftlichen Kreis im Breuning'schen Hause verstimmt und ärgerlich verlassen. Konnte er es doch der Hofräthin nicht vergeben, daß sie ihn auf so feine Weise von der reizenden d'Honrath abgeschnitten; völlig in den Harnisch brachte

ihn aber der Gedanke, daß dies augenscheinlich zu Gunsten des jungen van Beethoven geschehen sei, den er ohne dem, seines ernsten, gesetzten und selbstbewußten Wesens halber, nicht ausstehen konnte. Das eigenthümlich Dominirende, was von diesem jungen Manne ausging, und was auch Herr von Greth im Umgange mit ihm instinctiv fühlte — so sehr er sich Mühe gab, von seiner Seite aus zu imponiren — ärgerte ihn und machte ihm den jungen Künstler verhaßt. Darum schalt er in sich die ganze heutige Feier eine übertriebene Ovation; obgleich er eigentlich die Verdienste und die immer herrlicher aufleuchtenden Talente Ludwigs gar nicht kannte, und unbeachtet ließ, daß Frau von Breuning ihren Liebling damit nur zu einem immer energischeren Streben anfeueren wollte. Dabei war ja auch die Schlußgruppe nicht von der Hofräthin, sondern aus dem Gedichte Stephans unter der Mitwirkung der beiden Kügelgen hervorgegangen. Die in jugendlichem Feuer für ihren gemeinsamen Freund schwärmten. Dennoch hätte der Hauptmann am Ende auch dies nur belächelt und bespöttelt, wäre ihm Beethoven nicht auch noch bei der schönen Blondine zu nahe und in den Weg gekommen. Und er war Kenner und Verehrer des weiblichen Geschlechtes; Jeannette hatte ihn entzückt, ja sogar einen tieferen Eindruck, als er es sich selbst zugestehen mochte, auf ihn gemacht.

Mit soldatesker Sicherheit war er daher auch schon seines Sieges gewiß, als er sich Fräulein d'Honrath näherte, und man kann sich nun seinen verbissenen Ingrimm denken, als er Sturm und Sieg durch die geschickten Manöver der Hofräthin vereitelt sah.

Dies Mißgeschick goß indessen nur Oel in die leidenschaftlichen Flammen seines Herzens; der Hauptmann glaubte durch dies Nichtgelingen seines Vorhabens gewissermaßen in seiner Ehre verletzt zu sein, und leistete sich nun auf dem Heimwege den Schwur: die kleine Blondine zu erobern, es gelte was es wolle! Und Ehrgeiz war ja die Achillesverse in des Hauptmanns Charakter. Freilich sind Ehrgeiz und Ehre nicht immer gleichbedeutend; die Menschen, von ihrer Leidenschaftlichkeit oder ihren Schwächen und Neigungen beherrscht, verwechseln beide gar oft. Ja! würden sie mit wahrer Ehre geizen; aber die wahre Ehre ist ihnen nur zu oft ein bloßes Spiel; während zugleich die eingebildete Ehre meistens über die wirkliche hinwegschreitet, wie der Riese über den Zwerg, den er kaum sieht oder nicht sehen will.

„Ich muß sie erobern!" — sagte der Hauptmann jetzt vor sich hin in die Nacht hinaus . . . . und damit war sein Ziel für die nächste Zukunft gesetzt.

Er lag den kommenden Morgen noch im Bett, als Lux bei ihm eintrat.

„Langschläfer!“ — rief ihm dieser zu. — „Ist es nicht eine Schande, noch im Bett zu liegen, wenn die Sonne schon den Leuten auf den Scheitel brennt. Wie sagt der königliche Sänger Salomo: Wie lange liegst du Fauler? Wann willst du aufstehen von deinem Schlafe? Ja, schlafe noch ein wenig, schlummre noch ein wenig, schlage die Hände in einander ein wenig, daß du schlafest; so wird dich . . . .“

„Halt! um Gottes Willen, halt!“ — rief hier der Hauptmann — „ich glaube es ja schon, daß Ihr noch etwas aus dem Kloster behalten habt; aber zerreißt mir mit eurer verdammten Litanei meine schönen Träume nicht.“

„Und von wem haben Eure hauptmänniglichen Gnaden denn geträumt?“ — frug Lux, indem er sich mit ausgespreizten Beinen und verschränkten Armen vor das Bett des Hauptmanns stellte und diesen mit drolliger Miene anschaute. — „Von der hübschen Schauspielerin, die Ihr so verliebt in Euch gemacht habt, wie eine Märzkatze? oder von der kleinen brünetten Thorwächterstochter, die sich von ihrem Vater schlagen und treten läßt und doch einem gewissen Hauptmann den Schlüssel nicht vorenthält?“

„Von keiner von beiden!“ — entgegnete der junge Offizier sich dehnend, und ein Lächeln süßer Erinnerung spielte um seine Lippen. — „Aber von einem anderen Blitz-Mädel, das mir den Kopf verrückt hat.“

„Schon wieder?“

„Fein! fein!“ — rief Herr von Greth.

„Augen?“ — frug Lux.

„Blau!“ — antwortete der Hauptmann wie im Rapport.

„Haare?“

„Blond — wie Gold!“

„Nase?“

„Klein und fein gebogen.“

„Mund?“

„Zum Küssen.“

„Figur?“

„Nett, wie die einer Sylphide!“

„Hände und Füße?“

„Zierlich, zum verlieben!“

„Züge?“

„Nobel!“

„Ausdruck?“

„Schnippisch zum Entzücken.“

„Nun!“ — meinte Lux — „kann passiren, und scheint auch schon in die Festung Eures Herzens eingerückt zu sein; was übrigens — unter uns gesagt — kein Kunststück ist, da schon viel zu viel Breschen geschossen sind! Und wer ist die Glückliche?“

„Fräulein Jeannette d'Honrath von Cöln.“

„D'Honrath?“

„Erst angekommen! Ich traf sie bei Breuning's. Ich sag' Euch, Lux, ein Wettermädel, — hat auch Geist und Witz. Ich glaube der hochnasige, brummbärige Beethoven — dieser, kaum der Schule entlaufene Junge, dem sie gestern wieder Weihrauch gestreut haben, daß es einem Menschen von Verstand übel werden mußte — ist auch in sie verliebt. Nun, wir wollen sehen! Kommt mir der Musikmacher in's Gehege, will ich ihn in Dinge verwickeln . . ."

„Laßt's gut sein, Hauptmännchen!" — fiel hier Lux ein — „da könnt' ich ja nicht secundiren. Der junge Beethoven hat eminente Talente. Er ist jetzt schon Kammermusikus, was hier viel heißen will und wird gewiß einst noch etwas Großes!"

„Will ich Euch denn zum secundiren?" — frug Greth, ohne auf die letzten Worte des Komikers zu achten.

„Weiß nicht; aber ich will Euch dazu!" — versetzte dieser.

„Lux!?" — rief bei diesen Worten der Hauptmann und setzte sich vor Staunen im Bette auf. — „Lux, hab' ich recht gehört? . . . Ihr . . . Ihr . . . wollt Euch schlagen?"

„Nun!" — entgegnete Lux mit komischem Ernst — „ist denn da so etwas Besonderes daran?"

„Und mit wem?"

„Mit einem Cavalier."

„Und der ist?“

„Kammerherr von Wöls!“

Der Hauptmann brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Mein Kammerherrchen von Wöls!“ — rief er dann. — „Hat endlich einmal Euer Witz gewirkt?“

„Kaum!“ — sagte Lux — „der Kammerherr hat geistig und physisch einen wahren Straußen-Magen: er schluckt hinunter und verdaut, was man ihm hinwirft. Aber die Andern haben ihn so lange geneckt, gehetzt und gestichelt, bis er Muth faßte.“

„Ho, Muth!“ — rief Greth verächtlich — „der, und Muth.“

„Er hatte auch keinen!“ — versetzte Lux — „aber sein Dünkel ließ ihn glauben, ich würde vor seiner hochadeligen Kammerherrlichkeit zurückbeben.“

„Und was soll es nun geben?“

„Ein fürchterliches Duell!“ — rief Lux mit komisch grimmiger Miene und wie zum Stoß gegen Greth ausfallend, der sich lachend zurückwarf.

„Wollt Ihr secundiren?“

„Natürlich.“

„Aber ich schlage mich nur im Innern des Zeughauses.“

„Wo?“

„Im Innern des Zeughauses.“

„Sonderbarer Ort!“

„Laßt mich nur gewähren, Hauptmann; aber Ihr müßt mir, dem Kammerherrn und einigen Freunden die Erlaubniß verschaffen, die Sache dort abzumachen."

„Warum nicht: der Verwalter des Zeughauses wird nicht so feindlich gegen das Haus Oesterreich gesinnt sein, daß er kaiserliche Ducaten zurückweis't."

„Das glaub' ich in der That auch nicht!" — rief Lux.

„Und wann soll es losgehen?"

„Morgen Abend acht Uhr."

„Acht Uhr? da fängt es ja schon zu dunklen an."

„Pah!" — rief Lux mit verächtlicher Miene und wegwerfendem Pathos. — „Warum soll's nicht dunkel sein? . . . ein Lux hat gute Augen und ein Wöls ist ein solch' famöser Knabe auf dem Fechtboden, daß er seinen Gegner mit zugebundenen Augen zu Wurstfüllsel zerhackt."

„Schon gut!" — sagte Herr von Greth. — „Ich wittere wieder einen Luxischen Streich."

„Abgewartet!" — rief der Komiker.

„Und ist Wöls unterrichtet?"

„Noch nicht. Erst müssen wir Gewißheit wegen dem Zeughaus haben; dann habt Ihr wohl, als mein Secundant, die Güte, mit dem Kammerherrn das Uebrige in's Reine zu bringen. Wollt Ihr, Hauptmann?"

„Mit Freuden!"

„So lebt jetzt wohl, ich muß auf die Probe.

„Bei der hübschen Zuckerbäckerin?“

„Ach was, — die Meerkatze!“ — rief Lux — „auf dem Theater!“ — und er schlüpfte behende der Thüre hinaus.

Den kommenden Tag gegen acht Uhr ging Kammerherr von Wöls sehr unruhig in seinem Empfangzimmer auf und ab. Es war dies ein weites, im Geschmacke jener Zeit kostbar eingerichtetes Gemach, das — wie die ganze Wohnung des Kammerherrn — einem der ältesten Häuser der Stadt Bonn angehörte. Die weißgetünchte Decke schmückten eine Masse Blumengewinde aus Stukkaturarbeit, die in den künstlichsten Verschlingungen an den Seiten derselben hinliefen, in den vier Ecken aber zu riesigen Medaillons heranwuchsen, in welchen Frühling, Sommer, Herbst und Winter durch Gruppen nackter bausbackiger Kinder versinnlicht waren. Auch die Wände waren ursprünglich einfach weiß gewesen, doch hatte sie der Luxus späterer Zeit und Bewohner mit einem, bis fast nach oben reichenden Ueberzuge von geschliffenem Eichenholze bedeckt, das durch schmale, zierlich und kunstvoll geschnitzte, in Thürmchen ausgehende Säulen in Felder abgetheilt wurde. Es gab diese Bekleidung dem geräumigen Gemache etwas Aristokratisch-Ritterliches; ja sie würde durch ihre kostbaren Schnitzereien und Verzierungen in gothischem Style fast an die Domherrnstühle in dem Chore irgend einer alten Kirche erinnert

haben, wären die Felder zwischen den Säulchen nicht mit Gruppen von Wildpret, Geflügel und Waffen aller Art decorirt gewesen. Auch die Thüren waren auf gleiche Weise auf das Zierlichste geschnitzt, doch gaben diese Boiserien in ihrer dunklen Färbung dem ganzen Gemache etwas düsteres, das durch die schweren Vorhänge aus dunkelgrünem Sammt nur noch gehoben wurde. Die sämmtlichen Sessel waren mit dem gleichen Stoffe überzogen. Auch den großen runden Tisch unter dem Krystall-Kronleuchter schmückte eine gleiche Decke; während, ebenfalls in Holz geschnitzte, Consols alte reichgeschliffene Krystallgefäße und Majoliken — venetianische Vasen aus dem XVI. Jahrhundert — trugen.

Zu diesem aristokratisch ernsten und ruhigen Wesen des Gemaches, das — wenigstens theilweise — an die schönsten Zeiten des Mittelalters erinnerte, wollte nun freilich die schmächtige Figur, das nichtssagende Gesicht, der geckenhaft-modische Anzug des Kammerherrn nicht passen; noch weniger aber paßte dazu die Unruhe, mit welcher Herr von Wöls jetzt in dem Zimmer auf- und ablief, bald hier- bald dorthin trippelte, und die sich ganz unverkennbar auch in seinen Zügen aussprach.

Sein Gesicht war fast so weiß, als der Puder in seinem künstlich frisirten Haare, das ein hofgerechter Haarbeutel mit Würde auf dem Rücken zusammenfaßte. Die lange, schwerseidene Weste, der breitschößige Rock,

die kurzen, seidenen Hosen mit goldenen Schnallen, die weißseidenen Strümpfe, der Chapeau und die Manchetten aus ächten Spitzen und der zierliche Degen an der Seite ließen in ihm freilich einen Cavalier errathen: aber wo blieb bei dem Cavalier der Mann? denn von Manneswürde war hier allerdings auch nicht eine Spur zu finden.

Aber dem guten Herrn von Wöls gingen auch sehr fatale Gedanken jetzt im Kopfe herum; jede Minute konnte sich ja die Thüre öffnen und sein Secundant eintreten, ihn zu dem fatalen Duell mit dem verfluchten Spaßmacher abzuholen, und dieser sonst so närrische Kauz und lustige Gesellschafter schien diesmal gar keinen Spaß verstehen zu wollen.

Wöls hatte ihm ja sagen lassen: daß er die Herausforderung nur im Scherze gemeint habe. Der, der sonst so viel scherzte, wollte nichts davon wissen und forderte blutige Sühne.

Wöls hatte sich herabgelassen dem bürgerlichen Menschen, dem Comödianten, Versöhnung und Freundschaft anzutragen; . . . der blutgierige Barbar Lux . . . hatte beides verschmäht.

Wöls wollte — um keinen Todtschlag auf seine Seele zu laden — unbemerkt auf einige Zeit verreisen: den Augen dieses Luxes entgingen selbst die geheimen Anstalten dazu nicht. Jetzt standen vier handfeste Arbeiter um das Haus herum und bewachten

den edlen Kammerherrn mit wahrhaft zärtlicher Aufmerksamkeit.

Wöls hatte — in einem Anfall wunderbarer Großmuth und Menschenfreundlichkeit — Lux einen witzigseinsollenden Brief geschrieben, den eine Rolle von fünfzig Ducaten begleitete, und in welchem er den Präsidenten der „Trinkbrüder“ scherzend bat, die beifolgende Summe als Tribut seiner Verehrung anzunehmen und in edlem Rheinwein für seinen Keller anzulegen. Unbegreiflich! unerhört! dieser mörderische Mensch, dieser blutgierige Tiger .... war selbst für eine solche Großmuth und Menschenfreundlichkeit — trotz Schulden und Durst — unzugänglich.

Rolle und Brief kamen von Lux zurück, mit der teuflisch-maliciösen Bemerkung: „das edle Blut des edlen Kammerherrn gelte ihm mehr, als alles Gold der Welt!“

Wöls war vernichtet! Er hatte als Christ und Mensch alles aufgeboten, den unseligen Zweikampf zu hintertreiben ... vergeblich! Es blieb also nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Wenn nur das Herzklopfen nicht gewesen wäre und ein so unleidlich sonderbares Gefühl von Beklemmung, untermischt mit einem eigenthümlichen Drang zum Durchgehen. Aber da draußen! ... da draußen! ... die verfluchten Aufpasser!

Wöls trat vom Fenster zurück, warf einen weh-

müthigen Blick nach den frei und lustig dahin schwirrenden Schwalben — nach den leicht beschwingten Wolken, den glücklichen Seglern der Lüfte, die sich keinen Teufel um aufpassende Arbeiter zu bekümmern hatten und so leicht über Bonn dahinschwebten, daß es dem Kammerherrn vor Sehnsucht, ihnen zu folgen, ganz wehe wurde. Er hatte noch nie gedichtet, ... jetzt wäre er in der Stimmung gewesen, ein tiefgefühltes Poem auf dies Glück der Freiheit zu schreiben ... nur die Ruhe fehlte.

Und es war so heiß, so erdrückend schwül. Er nahm sein feines Battisttaschentuch und trocknete sich den kalten Schweiß auf der Stirne. Dann wieder trippelte er zum Tische, ergriff einen hier liegenden zierlichen Fleuret und führte mit demselben einige famöse Stöße aus, deren Kunstgerechtigkeit ihn sichtlich beruhigten.

Es schlug dreiviertel auf acht Uhr und der Secundant, Kammerherr von Holzopohl, ein Intimus des Herrn von Wöls, trat ein.

„Ha! Freundchen! Freundchen!" — rief ihm Wöls, noch tiefer erblassend entgegen — „Sie kommen zu früh; ... es ist erst sieben Uhr."

„Vergebung, mein Bester!" — entgegnete der Eingetretene — „es ist noch ein Viertel bis zu acht."

„So, so!" — meinte Wöls, und fuhr neuerdings

mit dem duftenden Taschentuch über die Stirne — „da geht meine Uhr ganz falsch.“

„Ich wüßte nicht!“ — entgegnete der Erstere, mit einem Blick nach der Pendule, die genau dreiviertel zeigte.

„Hm!“ — stöhnte Wöls — „dann ist es doch schrecklich, was meine Augen abnehmen. Da gebrauche ich nun schon seit Monaten mein neues Augenwässerchen . . . .“

„Aber, lieber Freund, es ist Zeit, daß wir gehen!“ — unterbrach den Sprechenden hier Kammerherr von Holzopohl — „es wird ja sonst Nacht!“

„Freilich! freilich!“ — meinte Herr von Wöls. — „Ist der Wagen vorgefahren?“

„Ja!“ — sagte Holzopohl mit finsterer Miene. Wöls bemerkte es. Er blieb daher vor dem Freunde stehen und frug:

„Was haben Sie? warum so finster?“

„Mein Gott!“ — rief jener ärgerlich — „als ob Sie es nicht wüßten!“

„Was denn?“

„Daß mir dies Duell ein Gräuel ist?“

„Mir auch!“

„Aber nicht aus dem gleichen Grunde. Wie kann sich ein Mann, wie Sie, mit solch' bürgerlichem Pack schlagen.“

„Holzopöhlchen!“ — seufzte Herr von Wöls,

indem er sich Luft zufächelte. — „Sie haben recht. Warum hab' ich mich unter das Volk gemischt! aber...“

„Nun!“ — meinte der Andere — „es ist jetzt nicht mehr zu ändern, also fort!...“

„Fort!... ja fort!“ — lispelte Wöls — „wenn die verfluchten vier Kerle nicht vor dem Hause stünden.“

„Sind Sie fertig?“

„Sogleich!“ — und Wöls lief nach seinem Hute; war aber so verwirrt, so ganz auseinander, daß er ein auf dem Tisch liegendes, in schwarz Saffian gebundenes Mode-Jonrnal ergriff und wie einen Hut unter den Arm nahm.

„Bitte!“ — sagte Kammerherr von Holzopohl, dem es sichtlich ebenfalls nicht ganz wohl zu Muthe war, der aber doch seinen Kopf noch nicht ganz verloren hatte, — „Sie haben sich geirrt, Freund, das ist nicht Ihr Hut.“

„Ach! ja! ja!“ — rief Herr von Wöls, sich vor den Kopf schlagend — „was doch Kampfeswuth nicht alles thun kann? Ich zittre vor Begierde, diesen erbärmlichen Lux zu durchbohren, und da seh' ich nichts wie Blut vor den Augen. Journälchen genommen, statt meinen Hut!“ ... und er eilte den Fehlgriff gut zu machen.

Jetzt erschien auch der Kammerdiener des Herrn von Wöls mit den nöthigen Waffen. Wöls fuhr im ersten Augenblicke etwas zurück; dann faßte er sich

schnell, winkte dem Freunde und beide verließen das Zimmer, um in den Wagen zu steigen.

Acht Uhr hatte ausgeschlagen, als der Wagen des Herrn Kammerherrn von Wöls unweit des Zeughauses hielt. Zwei Herren und ein Diener stiegen aus und gingen auf einem kleinen Umwege nach demselben hin.

Der Verwalter ließ sie eintreten; Herr von Holzopohl nahm die Waffen und Hauptmann von Greth begrüßte sie im Namen und als Secundant des Gegners.

Als dieß geschehen, begaben sich die drei Herren in den Ritter- und Waffensaal.

Es war dieß zu jener Zeit eine große und weite Halle, den unteren Stock des Zeughauses bildend, welches Churfürst Joseph Clemens im Jahre 1691 hatte aufführen lassen. Massive Mauern trugen hier schwerfällige Wölbungen, die sich in der Mitte des Raumes auf plumpe Säulen herabließen und dem Ganzen mehr das Ansehen eines Kellers, oder eines Kerkers, als eines Rittersaales gaben. Dieser düstere Eindruck wurde aber noch dadurch erhöht, daß die kleinen, mit alten Glasmalereien eingesetzten Fenster kaum einen Strahl des Lichtes zuließen. Sämmtliche Wände waren dabei mit Waffen früherer Jahrhunderte geschmückt, und so sah man hier neben dem Halsberge, das Panzerhemde, neben der Streitaxt

das riesige Schwert, neben Lanze, Kolben und Dolch, die gewaltige Tartsche; alle diese Dinge aber bildeten malerische Gruppen von Helmen und Fahnen gekrönt und überragt.

Zwischen den Säulen standen dabei Exemplare der merkwürdigsten Feuerröhren, wie sie seit Beginn des XVI. Jahrhunderts aufgekommen waren, und von welchen man nicht wußte, ob man mehr die abenteuerlichen, monströsen Formen oder die noch abenteuerlicheren Namen bewundern sollte, wie die Trakana, die scharfe Metze, der Basilisk, die Nachtigall, die Quartenschlange, der Falkhahn, das Falkonnet, der Weckauf, das Thurmkrätzel, der Barlebous, und wie sie alle hießen, die Feuerschlünde und Mordwaffen jener alten Zeit.

Die Krone des Ritter- und Waffensaales aber bildeten eine Reihenfolge geschichtlich interessanter Harnische, die vom Helme bis zur Eisendecke der Füße vorhanden waren, und die man an der hinteren Wand in einem weiten Halbkreise so aufgestellt hatte, als leibten und lebten die alten Ritter noch darinnen.

Da prangte der Waffenschmuck Pfalzgraf Casimirs, der in der traurigen Fehde mit Churfürst Gebhard eine so wichtige Rolle gespielt; neben ihm gewahrte man die Rüstung des einst so gefürchteten Schenk von Nideck; dann jene des Grafen

Wilhelm von Holland und Heinrichs, Grafen von Virnenburg aus dem XIV. Jahrhundert. Gegenüber zeigte sich, fast wie lebend, der prachtvolle Harnisch des Erzbischofs Theodorich II., Grafen von Mörs und jener Ruprechts, Pfalzgrafen bei Rhein, Bruder Friedrichs des Siegreichen.

Alle diese und noch andere gewaltige Rüstungen erhoben sich, wie gesagt, fast drohend in dem weiten Halbkreise, welchen die ausgebogte Mauer hier bildete, und waren auch sämmtliche Helme geschlossen, so mochte es einer auch nur einigermaßen reizbaren Phantasie in dem ohnehin dunklen Raume doch gar leicht dünken, als funkelten die Augen jener gewaltigen Recken durch die Spalten der Visire, — als rege es sich in den Harnischen jener längst in Asche zerfallenen Männer, — als hauche ein Zauber den hohlen Rüstungen Leben ein, so daß sie sich zu bewegen anfingen, um schweren Schrittes herabzusteigen von den niederen Piedestalen und in finsterem Zorne über die zwerghafte, entartete Generation der Gegenwart Alles um sich her zu zerschmettern.

Und hier im Kreise dieser Edlen, sollte der Zweikampf nun stattfinden.

Lux war auch schon zugegen. Es war indessen so düster hier, daß Kammerherr von Holzopohl,

als Secundant des Herrn von Wöls, Einsprache dagegen erhob.

„Gut!" — sagte Hauptmann von Greth — „mögen die beiden Herren einen Augenblick hier warten. Herr Kammerherr von Holzopohl begleitet mich vielleicht, um einen helleren Ort im oberen Raume des Zeughauses aufzufinden. Die Glasmalereien in den Fenstern machen hier allerdings sehr düster."

„Sehr gern!" — entgegnete Holzopohl, und die Secundanten entfernten sich.

Aber dies: „Sehr gern!" war dem Kammerherrn von Wöls gar nicht aus der Seele gesprochen. Ihm gegenüber stand Herr Lux mit finsterer, blutdürstiger Miene. Er sprach — ganz seiner Natur zuwider — heute kein Wort und gab seine Mordlust nur durch verschiedene Stöße kund, die er mit dem Degen in die Luft führte.

Es war sehr natürlich, daß sich Herr von Wöls von diesem nichts Gutes versprechenden Anblicke abwandte; aber da kam er, wie man zu sagen pflegt: von dem Regen in die Traufe! denn nun schauten ihn alle die Rüstungen, die im Halbkreise um ihn standen, noch viel ernster und unheilverkündender an.

Wie viel Blut hatte einst schon an diesen Harnischen geklebt? Wie viele Menschen hauchten wohl unter den Hieben dieser Riesenschwerter schon ihr

Leben aus? Und Blut .... Blut! sollte Herr von Wöls jetzt selbst sehen! .... vielleicht gar sein eigenes; — — — ein Menschenleben konnten die nächsten Minuten fordern .... vielleicht gar das kostbare des Kammerherrn selbst!

Wöls wischte sich mit dem Batisttuche die Stirne, sein Herz pochte so gewaltig, daß er kaum athmen konnte; es wurde noch dunkler vor seinen Augen und der kalte Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirne.

Da plötzlich .... nein, es war nicht möglich! .... er mußte falsch gesehen haben .... und doch .... und doch! .... es war richtig! .... es bewegten sich die Harnische: Pfalzgraf Casimir, Schenk von Nideck, die Grafen von Virneburg und Mörs!

Langsam, feierlich und majestätisch heben sie den Arm, daß die eisernen Schienen der Rüstungen klirren; — jetzt .... jetzt lüpfen sie gar die Visire! .... Herr, du mein Gott! .... da funkeln Augen .... wirkliche Augen, ... schrecklich rollende Augen!

Den Kammerherrn trifft bald der Schlag. Sprachlos vor Entsetzen starrt er die von Geistern belebten Harnische an: träumt er? .... wacht er? .... er weiß es nicht! Vergebens sucht er zu denken, ... sein armes Gehirn läßt ihn im Stich! .... und jetzt, jetzt steigen

die Eisenkolosse nieder von ihren Piedestalen .... jetzt heben sie drohend die eisernen Hände .... jetzt schreiten sie auf ihn ein ....

Aber — das war doch zu viel für einen Kammerherrn von Wöls.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — schreit er entsetzt auf, wirft den Degen weit von sich und rennt, als ob es hinter ihm brenne, zum Saale und zum Hause hinaus.

Vergeblich ruft ihm Lux und der, eben mit dem Hauptmann wiederkehrende, Herr von Holzopohl nach: Wöls hört und sieht nichts, und sein Secundant, blaß vor Aerger und Scham, sieht sich genöthigt, ihm zu folgen.

Aber kaum hat auch dieser die Halle verlassen, als von allen Seiten ein unbändiges Gelächter ausbricht. Lux lacht, daß ihm der Bauch schüttelt; — die edlen Ritter lachen, daß die Harnische klirren und klappern; — hinter allen Säulen lacht es, und selbst die Mordschlünde der Trabanas, Basilisken, Quartenschlangen und Barlebours scheinen mit zu lachen; denn hinter allen diesen Dingern tauchen jetzt Gesichter auf. Es waren die „Trinkbrüder,“ die Lux hier versteckt hatte, um eine Probe Wöls'schen Muthes mit anzusehen.

Den kommenden Tag war natürlich die ganze Stadt mit diesem neuen Streiche des guten Lux beschäftigt; Kammerherr von Wöls aber . . . . war auf einige Zeit verreis't.

Thorwächters Töchterlein.

Während aber fast ganz Bonn über Lux und Herrn Kammerherrn von Wöls lachte, — selbst der Churfürst, der bekannterweise den Kammerherrn nicht ausstehen konnte — gab es hier, wie überall in der Welt, doch auch schwere Herzen und thränenfeuchte Augen.

Lachen und Weinen, Freude und Trauer, Glück und Unglück theilen sich nun einmal in der Menschen Leben, und während die hochgehenden Wellen der Lust den Einen in seligem Taumel schaukeln, verschlingt ein Abgrund von Jammer den Anderen.

Wehe dann Demjenigen, der in diesen Schicksalsstürmen kein schützendes Obdach findet; der kalte, lieblose, rauhe Wind des Lebens wird ihm Manches anhaben, und mit blutendem Herzen wird er nach jenen Glücklichen schauen, bei welchen Liebe sich unter den Flügeln der Liebe birgt.

Wenn sich die Menschen in ihrer Thorheit nur nicht so vielen Jammer, so viel Elend, so viel Unglück selbst bereiteten, und sich durch ihre Leidenschaften selbst: Leiden schafften!

Und wie klein und unbedeutend ist oft die Veranlassung, der moralischen Stürme und Orkane, während ihr vernichtendes Wüthen keine Grenzen kennt, und, wild dahinbrausend, Paradiese entblättert und vernichtet.

Oeffnet man im Winter die Thüre eines erheizten Zimmers, so strömt die kalte Luft am Boden ein, die warme Luft in der Höhe aus. Dies ist im Kleinen die Veranlassung zu dem, was wir Zug nennen, im Großen die Ursache dessen, was der Matrose nach Umständen durch Beten oder Fluchen herbeiruft oder verwünscht, die Ursache des Windes und der Stürme.

Zweimal im Jahre befindet sich die Sonne senkrecht über den Regionen des Aequators. Da sie sich nun nie weit genug entfernt, um eine Abkühlung eintreten zu lassen, durchglüht sie hier die Atmosphäre so sehr, daß diese — durch die Hitze dünner und leichter geworden — in einem fortwährend aufsteigenden Strome sich befindet. Anders aber gestaltet sich die Sache an den beiden Grenzen dieser Zone: Die, in Folge der Hitze, fortwährend aufsteigende Luft läßt hier einen Raum zurück, der nur äußerst verdünnte Luft enthält und in diesen strömt, vom Nordpol und

vom Südpol her, beständig die kalte Luft mit großer Heftigkeit.

Diese und ähnliche Luftströmungen sind nun die Ursachen unserer Winde, die sich oft zu rasenden Stürmen steigern.

Wenn der Schiffer, auf seiner Fahrt nach Süden, im atlantischen Ocean sich dem Aequator nähert, ergreift Furcht ein jedes Herz.

Früher oder später, je nach der Jahreszeit wird der günstige Wind, der ihn bis dahin getragen und glücklich geführt, schwächer und schwächer . . . . und schweigt endlich ganz.

Und rings um ihn her dehnt sich alsdann das ungeheuere Meer, vom Himmel nur begrenzt, wie eine weite, endlose Spiegelfläche. Das Schiff, vor Kurzem noch wie ein Vogel dahinfliegend, liegt jetzt festgebannt auf flüssigem Krystall. Die senkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne durchglühen alle Räume; dem Wüstensande gleich brennt das Verdeck.

Und Tag auf Tag verstreicht, und Woche auf Woche, und unbeweglich liegt das stolze Schiff, das ein Beherrscher sonst der weiten, weiten Meere!

Und der Vorrath des trinkbaren Wassers ist verzehrt. An den Gaumen heftet glühender Durst die lechzende Zunge. Mit wilden, mordschwangeren Blicken der Verzweiflung sieht jeder den Leidensgefährten an.

Da sinkt die Sonne abermals herab, doch leuchtet heute der abendliche Himmel in dunk'lem Kupferroth.

Und mit der emporsteigenden Nacht erhebt in Osten sich ein schwarzer dunk'ler Wall, geballt aus himmelhohen Wolkenmassen. Ein leises, schrilles Pfeifen tönt aus der Ferne; ihm folgt ein weißer Schaumstreif, querrollend über den ganzen Ocean. Jetzt schwankt das Schiff, das Takelwerk erbebt, unheimlich klappernd an den Raen und Stangen.

Da plötzlich rast der Sturm mit furchtbarem Gebrüll heran. Kreischend zerreißen die Segel und fliegen in Stücken davon. Ein lautes Krachen, ... ein zweites und der Fockmast sinkt über Bord. Pfeilschnell und willenlos, ein Spiel des wüthenden Orkans, tobt jetzt das Schiff dahin, bald bergeshoch gehoben von den Wogen, bald hingeschleudert in die tiefste Tiefe, daß alle Rippen knirschend krachen. Endlos rollt der Donner, die Blitze zucken durch die Luft — da tönt ein Schrei — mitten im Wasser prasseln die Flammen auf — — — noch einmal ein furchtbarer Stoß und — — — verschwunden ist das Schiff; der Sturm aber rast weiter, den Küsten zu, um mit des tollsten Wahnsinn's Wuth Plantagen zu zerstören, Häuser umzuwerfen, der Menschen Hab und Gut mit einem Stoße auf ewig zu vernichten, und gräßlich tönt es durch das Graus empörter Elemente; „Mein Reich ist Elend und mein Scepter Schrecken!"

Das ist der Sturm, geboren aus der kleinen Ursache, die wir in dem Streben nach Ausgleichung der verschieden erwärmten Luftschichten fanden; das ist der Sturm, das leidenschaftliche Aufbrausen der Elemente!

Und wo fänden wir ein solches leidenschaftliches Aufbrausen nicht? Die kleine Menschenwelt ist ja ein Spiegel der großen Natur; daher die Stürme in der Weltgeschichte und .... in unserem eigenen Herzen! Auch hier rasen sie ja mit wildem Ungestüme auf Adlerschwingen einher, und tausendmal für einmal hören wir auch hier den Unglücksschrei: „Mein Reich ist Elend und mein Scepter Schrecken!"

Und was sind diese Stürme? .... nichts anderes, als unsere Leidenschaften.

Aber die äußeren Stürme reißen nur die Hütte um, in der wir wohnen und die leicht wieder aufzubauen ist: die Stürme der Leidenschaften aber verwüsten unsere innere Welt!

Und verwüstet, zerstört, in den Staub getreten war die innere Welt eines holden Wesens, das jetzt in einem engen Kerker still weinte, während sich Derjenige, der in diesem kindlichen Herzen den Sturm einer allgewaltigen Leidenschaft erregt, auf den Wogen eines heiterbewegten Lebens lächelnd schaukelte.

Bonn wird östlich von dem Rheine, südlich von dem Schlosse und nordwestlich — von der Münsterkirche an — von dem Walle und dessen mit Gärten

geschmückten Gräben begrenzt, die sich wieder bis an den Rhein hinziehen.

Außer dem alten Zolle und dem, über dreißig Morgen umfassenden Hofgarten, ist der Spaziergang vor dem schönen Coblenzer- oder St. Michaels-Thore, und zwar in der Regel bis nach dem, mit einer schönen Volkssage in Verbindung stehenden sogenannten Eschenbäumchen, der besuchteste.

Da die Bonner Gelehrten unserer Zeit nicht allein Theorien, sondern auch Häuser bauen, so haben sich denn auch hier viele derselben, in mehr oder weniger geschmackvoller Weise, angesiedelt. Inmitten dieser Neubauten erhebt sich, dicht am Uferrande, ein im modernen Geschmack renovirtes Gebäude, das in früher Zeit einzeln dastand und zu dem churfürstlichen Weingarten, der Vinea Domini, gehörte, in dem einst der Landesherr selbst die ersten Trauben zur Weinlese schnitt.

Besser, als dieses alte Gebäude hat sich das St. Michaels Thor erhalten, das noch jetzt — mitten durch das Schloß gehend — stolz und majestätisch, in drei Stockwerken, wie ein selbstständiges kleines Palais dasteht. Es wurde 1730 unter Churfürst Clemens August erbaut, und zwar an der Stelle, an der früher ein von Drusus errichteter Thurm stand.

Das eigentliche Thor führt durch das Gebäude mitten hindurch und zeigte um die Zeit, von welcher wir sprechen, auf der einen Seite des Erdgeschosses

die Wohnung des Thurmwächters, auf der anderen eine kleine Wachtstube. Prächtig dagegen und in wahrhaft fürstlichem Style prangte der mittlere Theil der Hauptfronte mit seinen Säulen, Bogenstellungen und plastischen Auszierungen; aber hier versammelte sich auch unter Clemens August das hohe Kapitel des St. Michaelsordens, worauf denn auch noch heut zu Tage die hoch oben angebrachte Statue des heiligen Michaels mit dem Drachen hinweis't.

In dem oberen Stockwerke endlich befanden sich schon damals verschiedene Gefängnisse, wie noch jetzt der Carcer der Universität hier zu finden ist. Freilich waren sie in jener Zeit nur für „Verbrecher" höherer Stände bestimmt; jetzt aber umschloß das eine derselben ein gar liebes Wesen, das gewiß nie ein Verbrechen begangen haben konnte; auch hatte nur die väterliche Autorität des Thorwächters das Töchterlein hierher verbannt.

Aber der Wächter des St. Michaelthores war eben ein harter, roher und zorniger Mann, dessen gröblichen Mißhandlungen sein Weib längst erlegen und der nun sein einziges Töchterlein unter einer nicht minder eisernen Ruthe hielt. Ungerecht freilich und launenhaft zornig konnte man den Thorwächter nicht gerade nennen, auch waren seine Mißhandlungen nicht Folgen des Trunkes: er wollte in der That das Rechte, aber er wollte es auf eine rohe und eigensinnige

Weise, und fand, da wo er Unrecht auch nur vermuthete, ebensowenig in seinem Zorne eine Grenze, als in seinen Strafen.

Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte ja gerade jetzt sein eigenes Kind, das der zornige Vater seit gestern in einem, der seiner Obhut übergebenen und für Verbrecher bestimmten, Kerker eingeschlossen hatte.

Betty saß eben — nur nothdürftig bekleidet, und mit bloßen Füßen, gerade wie sie der Vater getroffen, als sie zu Bett gehen wollte — auf dem hölzernen Schemel, der, nebst dem Tische aus rohem Holze und einer schlechten Matratze, das ganze Ameublement des kleinen dunkelen Gemaches bildete, dessen kahle Steinmauern einen trüben und schwermüthigen Eindruck machten.

Sie hatte den runden und vollen Arm auf den Tisch, das Köpfchen auf den Arm gestützt und schaute nun wie träumend vor sich hin.

Es war ein reizendes und doch das innigste Mitleid erregendes Bild, denn Betty war eine Büßerin, wie sie sich Raphael nicht schöner hätte wünschen können. Wie floß doch das tiefdunkelbraune Haar, an dem sie der Vater aus dem unteren Geschosse, wo ihre gemeinsame Wohnung sich befand, heraufgezerrt, in reicher Fülle über Schultern und Rücken, deren herrliche Formen das etwas herabgesunkene Hemde zeigte, auf welchen aber auch dick angelaufene Schwülen

und Striche die Züchtigungen bekundeten, die der Armen durch den grausamen Vater geworden.

Ein weißer, zarter Teint gewinnt sich stets unsere Bewunderung; aber viel, viel reizender stach hier noch die brünette Farbe der Haut von der Weiße der Leinwand ab, die den oberen Theil des Körpers deckte; während den unteren ein leichtes Untergewand umschloß. Und wie klein und voll der Mund war, wie schwarz und brennend die Augen, obgleich sie jetzt, — von Thränen trüb — fast glanzlos vor sich hinstarrten. Es lag dabei etwas Kindliches in Bettys Zügen, und — wenn sie von Zeit zu Zeit aus ihren Träumereien erwachte — etwas Schwärmerisches in ihrem Blick, das sich fast wie Freude über ein schmerzliches, aber süßes Märtyrerthum gestaltete.

Und als Märtyrerin einer unschuldigen, aber vom Vater dennoch mit Recht gemißbilligten Liebe litt denn auch das arme Kind. Betty wußte fast selbst nicht, wie sie zu dieser Liebe gekommen sei? sie begriff auch nicht, wie jetzt eine so gewaltige Leidenschaft ihr — bis vor Kurzem noch so ganz stilles und ruhiges — Herz mit einemmale habe erfüllen können? Aber es war geschehen, und wenn sie an den geliebten Mann dachte und sein Bild vor ihr Seelenauge trat, — jugendlich schön und kräftig, die edle Gestalt gehoben durch das militärische Kleid, — die großen dunklen Augen aufblitzend in heißer Gluth, — um den Mund

ein stolzes Lächeln, — in der Rede einen nie geahnten Zauberfluß . . . dann wunderte sie sich doch nicht mehr, — dann begriff sie nur eines nicht: wie diesen Einen nicht alle Welt liebe!

Auch jetzt dachte sie an ihn, wie immer und immer, und ihre Gedanken durchschlichen an der Hand der Liebe das Labyrinth der Erinnerungen. Da überflog plötzlich eine höhere Röthe ihre Wangen und ein leises, fast wehmüthiges Lächeln spielte um die Winkel des kleinen Mundes: Betty dachte an die Stunde, da sie den Geliebten zum erstenmale gesehen.

Es war dies vor nicht ganz zwei Monaten gewesen, als sie einige Wochen zum Besuche bei einer Verwandten in dem benachbarten zwischen Baumgärten und Weinbergen gelegenen Orte Kessenich zugebracht.

Glückliche Zeit unschuldiger ländlicher Freuden! glückliche Zeit, in der die harten strengen Worte des Vaters ihr Ohr nicht trafen, sein strafender Zorn sie nicht bei jeder Kleinigkeit erreichen konnte. O wie wohl that damals der armen Betty die freundliche liebevolle Behandlung der alten guten Frau, bei der sie war. Ihr Herz bedurfte ja der Liebe so sehr, sehnte sich um so schmerzlicher nach ihr, als sie, seit der Mutter Tod, im eigenen elterlichen Hause keine Spur davon gefunden.

Jetzt trug sie dieselbe in ihrem stillen ländlichen

Asyle mit der Gluth und Fülle eines jugendlichen Herzens auf die Blumen über, die in dem kleinen Garten prangten, der ihre neue Wohnung umgab; — auf die Vöglein, die so herrlich in dem nahen Walde sangen; — auf Gottes ganze weite, prächtige Schöpfung, die ihr — die sonst fast nie aus der kleinen, ziemlich düsteren Wohnung des Vaters kam — im Gegensatze mit dieser jetzt doppelt schön und herrlich dünkte.

So brachte sie denn auch die meiste Zeit in dem Gärtchen des Hauses oder auf Spaziergängen über die waldigen Hügel der Umgebung zu. Es war ihr an diesen beiden Orten so wohl, so stillvergnügt, so leicht, so frei und doch auch so befriedigt zu Muthe. Namentlich im Walde, dessen balsamischen Duft sie in vollen Zügen einsog; dessen leises Rauschen ihr wie das Flüstern eines trauten Freundes klang; mit dessen Echos sie sich gerne neckte. Dann lagerte sie sich wohl auf das weiche Moos unter irgend einer alten Eiche, schaute hinauf in das dichte grüne Laubdach und wenn es in den Aesten und Zweigen leise rauschte, so glaubte sie die Sprache des Baumes zu verstehen und antwortete ihm mit trauten, aus tiefstem Herzen quellenden Worten. „Du schöner Baum" — sagte sie dann wohl — „wie hab' ich dich lieb, mit deinen prächtig knorrigen Aesten, in denen Tausende und aber Tausende von Insekten summen und brummen und

wohnen; wo die Vöglein ihre Nester bauen, mit den lieben, lieben Kleinen, die sie erziehen im verschwiegenen Dunkel. Ach! ich hab' euch alle lieb: Bäume, Blumen, Schmetterlinge, Vöglein und Wald, und möchte bei euch bleiben und euch alle an mein Herz drücken." Und dann schlang sie wohl in dunklem, ihr noch unbewußtem Drange den Arm um den Stamm der Eiche, oder pflückte eine nahestehende Waldblume und drückte sie herzend und küssend an ihre Brust.

Und mehr und mehr mit jedem Morgen, mit jedem Gange in die Waldeinsamkeit — erwachte dieser seltsame Drang, sich liebend an die Natur anzuschmiegen, das jungfräuliche Herz auszuschütten in geheimen gegenseitigen Gesprächen. Es war Betty dann, als würde ihr damit eine Bergeslast vom Herzen genommen, als öffne sich damit für sie die Ahnung eines ganz neuen Lebens, einer neuen Welt!

Eines Morgens nun, als sie gerade in der Laube des kleinen Gartens saß und Feldblumen, die sie von einem Frühspaziergange mitgebracht, zu einem Strauße zusammenband, ward sie durch ein ängstliches Geschrei von Kinderstimmen aufgeschreckt. Betty sprang an die Thüre des Gartens, aber die Sinne vergingen ihr beinahe, als sie zwei scheugewordene Pferde mit einem schwerbeladenen Müllerwagen in vollstem Laufe daher kommen sah. Sie waren dem Knechte durchgegangen und schnaubten nun dem Wege entlang, auf welchem

unglücklicherweise zur selben Zeit ein Haufen kleiner Dorfkinder gespielt. Diese nun, im Begriff zur Seite zu springen, rannten wiedereinander, zwei davon fielen und Betty sah sie schon von den Pferden zerstampft und von den Rädern des schweren Wagens zermalmt, als plötzlich ein junger Offizier daher sprengte. Mit der Schnelle des Blitzes war er vom Pferde, warf Betty die Zügel zu, und sprang über die Kinder hinaus, den Rossen des Müllers entgegen und riß sie mit einem so gewaltigen Ruck der schnell erfaßten Zügel zurück, daß sie, sich hoch aufbäumend, Halt machten.

Alles dies war das Werk eines Momentes; aber dieser Moment war für des Thorwächters Töchterlein so voll Schreck und Entsetzen, daß es noch ganz starr und sprachlos dastand, als der Müllerknecht keuchend ankam und der Reitersmann das eine der Kinder, welches am Kopfe stark blutete aufgehoben und auf seinen Armen in das Gärtchen getragen hatte.

Jetzt erst, als das Kind todtenbleich und mit Blut übergossen auf der Bank lag, der junge Mann ihr den Zügel seines Pferdes abnahm, um ihn an einer Planke zu befestigen und zugleich um frisches Wasser bat, kam Betty zu sich, aber auch nur in so weit, daß sie, den Zustand des Kindes erkennend, so schnell als sie nur konnte zu dessen Hülfe eilte. Erst als die Wunden ausgewaschen waren und sich als nicht

gefährlich herausgestellt hatten, wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Lebensretter des Kindes zu.

Aber warum dieses Erröthen, warum diese Gluth in Gesicht und Herz schon bei dem ersten Blick auf den schönen stattlichen jungen Mann? — Warum? — als ob die Liebe sich an ein „Warum?“ und „Woher?“ kehrte. Plötzlich, wie mit dem Zucken eines Blitzes, trifft sie oft ein Menschenherz; — unvorbereitet überrascht sie es mit ihrer ganzen Allgewalt!

Betty wußte nicht, was sie so sonderbar ergreife, warum ihr das Blut so allgewaltig nach dem Herzen ströme. Sie erschrack sogar vor diesem noch nie gehabten Gefühle und schlug verlegen die Augen vor den feurigen Blicken des jungen Mannes nieder. Und doch zog es sie, wie mit einem unwiderstehlichen Zauber, den Fremden wieder und wieder anzublicken, dessen schöne Gestalt, dessen ritterliches Wesen, dessen edle Züge ihr gar sehr gefielen. Nie hatte noch ein junger Mann einen solchen Eindruck auf sie gemacht; aber nie hatte sie sich auch einem Eindrucke so gerne hingegeben, als diesem. Und konnte sie denn seinen Fragen ausweichen? Konnte sie seine bescheidene Bitte abschlagen: ob er sich einen Augenblick zu ihr in die Laube setzen dürfe?

Was er sprach, hörte sie nun freilich nicht immer ganz recht: sie war zu verlegen, zu viel Auge und zu

wenig Ohr. Nur daß er ihr viel Schönes und Liebes sagte, empfand sie an ihrem häufigen Erröthen und Erglühen; aber dies Erröthen und Erglühen hatte nichts Peinliches, sondern etwas unendlich Wohlthuendes. Sie hätte ihn küssen mögen, wenn es sich geschickt hätte — und sonderbar! — eine solche Anwandlung mußte der junge Offizier auch haben, denn plötzlich zog er sie sanft an sich, und drückte einen Kuß auf ihre flammenden Wangen.

Betty erschrack zum Tode! Es durchrieselte sie wie mit Himmelslust und doch mußte sie sich loswinden; aber sie war nicht böse. Ihre Kindlichkeit und Natürlichkeit wußte auch nichts von Verstellung, und darum lächelte sie recht lieb und freundlich, als sie jetzt der junge Mann ebenfalls lächelnd ansah. Gott! es lag etwas so Wunderbares in seinen Blicken, sie mußte die Augen senken und doch wieder in die seinen sehen: da war es ihr, als seien diese Augen ein dunkler tiefer See, der sie in sich hineinzöge. Darum konnte sie denn auch nicht widerstehen, als er sie abermals leise, leise an sich zog und glühend küßte. Die Sinne schwanden ihr fast, ihr Herz klopfte hörbar, ihr Busen wogte, als wolle er den engen Mieder sprengen, und als sie seine Lippen auf den ihren brennen fühlte und sie nun den Kuß glühend wieder zurückgab, durchschauerte sie es so unnennbar süß, daß ihr Himmel und Erde zu einem Meere der Wonne zu zerfließen

schienen. Sie kam erst wieder recht zu sich, als der Reitersmann auf dem Pferde saß und ihr, davonsprengend, noch einmal lächelnd zuwinkte. Wenn sie sich nicht getäuscht, hatte er ihr vorher noch zugeflüstert: „Morgen zur selben Stunde bin ich wieder bei Dir!“

Aber wie war nun Betty zu Muthe, als Roß und Reiter verschwunden waren! Erst dachte sie an einen Traum und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Aber das Brennen auf Mund und Wange war zu deutlich, ihr Herz schlug noch zu gewaltig, die Erregung war zu groß, als daß dies Alles von einem Traume hätte herrühren sollen. Ein Traum nimmt auch keinen Blumenstrauß mit fort und doch fehlte der ihre.

Sie wollte aufstehen, aber sie taumelte, wie von einem süßen Rausche befangen, wieder zurück; und träumend saß sie noch stundenlange, bis sie die Alte zum Essen rief. Freilich war Betty hier ungewöhnlich verlegen, was von der viel schwätzenden guten Alten aber nicht bemerkt wurde. Die Verlegenheit ließ indessen auch bald nach und wich einer stillen Freudigkeit, da sich das Mädchen bewußt wurde, daß sie liebe und geliebt werde, und darin lag ja nichts Böses. Im Gegentheil, jetzt erst wurde ihr Aufenthalt in Kessenich zu einem wahrhaft seligen, denn alle Morgen zur bestimmten Stunde kam der Geliebte und da das Häuschen, in welchem Betty bei der Ver-

wandten wohnte an der Straße hinter dem Dorfe lag und die Alte jene Zeit regelmäßig in der Kirche zubrachte, so störte die Liebenden keine Seele.

Aber die schönen, glücklichen Tage der Freiheit verstrichen . . . und Betty mußte wieder zu dem Vater und in die Stadt. Das hätte ihr nun weniger gemacht, wenn nicht eines gewesen wäre: ihr Geliebter — Karl nannte er sich — hatte ihr versprochen, sie zu heirathen; aber da müsse — sagte er — da er österreichischer Lieutenant sei, erst die Erlaubniß bei der Regierung erwirkt werden, und ehe dies geschehen, dürfe der Vater von ihrem Verhältniß nichts erfahren.

Was wollte Betty machen? Sie liebte Karl mit der vollen Gluth unbegrenzter Leidenschaft, und fühlte nur zu gut, daß sie ohne den Geliebten nicht mehr existiren könne; er war ihr ja Alles: Licht, Luft, Leben . . . er war ihr ganzes Sein, ihre Seligkeit! So gab sie denn, freilich ungern, nach, und empfing Karl im Geheimen. Aber Bonn ist nicht Kessenich, und ein Vater und churfürstlicher Thorwächter hat andere Augen, als eine alte Base auf dem Lande. Der Thorwächter kam hinter das Verhältniß und nun war die arme Kleine verloren. Der strenge Mann mißhandelte sie grausam, indem er die Betheuerungen verlachte, daß sie der fremde Lieutenant, der vornehme Herr, der nicht einmal seinen Namen nennen und ehrlich vor den Vater treten wolle, heirathen werde.

Indessen . . . was soll Vernunft einer Leidenschaft gegenüber, wie sie jetzt in Bettys Herz loderte.

„Mein Reich ist Elend und mein Scepter Schrecken!" heult der Orcan über Meer und Land, schreit es auch in dem Menschenherzen, wenn die Stürme der Leidenschaften toben und rasen.

Betty sah Karl wiederholt; des harten, zornigen Vaters Strafen steigerten sich, und da er, heimkommend, gestern Abend abermals in Erfahrung gebracht, daß der Lieutenant heimlich bei seiner Tochter gewesen sei, hatte er sie, gerade als sie zu Bette gehen wollte, erfaßt, bis auf das Blut geschlagen, an den Haaren zu dem Kerker im oberen Geschoße hinaufgezerrt und hier bei Wasser und Brod, mit nackten Füßen und nur mit Hemde und Unterrock bekleidet, eingeschlossen.

Gewiß wäre aber doch des Thorwächters Wuth nicht so bis zum Aeußersten gesteigert worden, wenn Betty die gräßlichen Mißhandlungen des Vaters nicht mit einem fast unglaublichen Heldenmuthe hingenommen hätte. Kein Schrei, kein Wehelaut, keine Klage ließ sie hören. Wie ein Wurm wandte und krümmte sie sich unter den Schlägen des barbarischen Vaters, unter seinen Fußtritten und Stößen; aber sie litt für ihre Liebe, und diese Schwärmerei ließ sie die Schmerzen mit derselben wilden, innerlichen Freude begrüßen, mit der alle Märtyrer für ihre Sache leiden und

sterben. Der rohe Vater aber nahm diesen schwärmerischen Heldenmuth der Liebe, für den er keinen Begriff hatte, natürlich für unbeugsamen Eigensinn des Kindes und steigerte sich dadurch selbst noch in seinem Zorne und in seiner Wuth bis auf das Aeußerste.

So lächelte denn jetzt Betty unter Thränen; sie hatte ja die Geschichte ihrer aufkeimenden Liebe mit all den schönen, glücklichen Stunden, die sie in der Laube des kleinen Gartens zu Kessenich erlebte, an ihrer Seele vorüberziehen lassen; sie gedachte im Augenblicke der seligen Momente, die sie so oft hier im Hause mit dem Geliebten heimlich durchlebt: wenn er Abends im Dämmerlichte auf einem Schemel zu ihren Füßen saß, sein Haupt in ihren Schooß legte, ihre Hand mit seinem lockigen Haare spielte und sie — war der Vater nicht zu Hause — unter heißem Küssetauschen dem Geliebten jene rheinische Volksliedchen vorsang, die er so gerne von ihr hörte. Das war ja dann ein so still-seliges Kosen, als ob der Frühlingswind durch Blüthenbäume säus'le. Oft auch hatte sie in solchen Stunden den schwärmerisch-gluthvollen Blick der Vergangenheit zugewandt. Dann erzählte sie wohl weich und wehmüthig von der lange schlummernden Mutter, die so sanft, so gut gewesen, und wie sie, von dem Tage ihres Todes an, Niemanden mehr gehabt habe, der Liebe für sie gefühlt, bis zu der Stunde, da Karl ihr erschienen.

Und wenn sie dieser dann feurig umschlang und mit tausend Schwüren versicherte, daß es ewig so bleiben solle; dann hatte sie wohl oft und viel davon geplaudert, wie gut und treu bis zum Grabe sie sich als Gatten sein wollten, aufrichtig und lauter, nichts suchend in der Welt, als die Freuden, die sie wechselweise aus ihrer Liebe schöpfen würden.

An alles dies dachte Betty jetzt und wie der Vater in seiner rohen Weise zwischen sie und den Geliebten getreten sei, und wie sie doch unerschütterlich fest auf das Wort des Mannes baue, der ihr erst die Bedeutung des Lebens durch seine Liebe erschlossen.

Und Freude und Schmerz bewegten jetzt in der sie umgebenden traurigen Einsamkeit ihre Seele. Sie hielt fest im Vertrauen auf den Geliebten, und doch erfaßte sie bei dem Gedanken an die Zukunft ein leises Bangen. Unter Schmerzen zuckte sie oft zusammen, und doch hätte sie die Hand des Vaters küssen können, die ihr die Seligkeit bereitet, um ihrer Liebe Willen leiden zu können. Sie weinte leise und lächelte durch ihre Thränen.

Plötzlich fuhr sie zusammen, als ob eine Schlange sie gestochen. Ihr Kopf richtete sich lauschend nach der Thüre .... zwei Stimmen ließen sich hören .... es war eine fremde und die ihres Vaters.

„Da ist für einen Fremden nichts zu sehen!“ — sagte jetzt die rauhe Stimme des Thorwächters, — „das

sind Gefängnisse; Sie aber wünschen ja auf die Plattform des Hauses geführt zu sein, um die Aussicht über die Stadt und Umgegend zu genießen."

„Ja, das wünsche ich!" — entgegnete eine andere männliche Stimme in auffallend fremdem Accent. — „Indessen würde es mich freuen, wenn ich auch diese Gefängnisse sehen könnte; ich mache gerne Studien an den Gefangenen."

„Geht nicht!" — entgegnete kurz und barsch der Thorwächter.

„Warum nicht!"

„Weil ich nicht mag."

„Ist kein Grund."

„Ich habe meinen."

„Zu widersprechen?" — frug der Fremde. — „Nun, widersprechen heißt oft so viel, als an die Thüre klopfen, um zu erfahren, ob Jemand im Zimmer sei? — — Ihr seid ein schlauer Fuchs, Meister Thorwächter, . . . da . . . nehmt diesen Ducaten und öffnet."

Eine momentane Stille erfolgte, doch zeigte es sich sofort, daß das Geld gewirkt hatte.

„Meinetwegen denn!" — hörte man den Thorwächter in weit geschmeidigerem Tone, als bisher sagen; der Schlüssel drehte sich und die Riegel knarrten.

Betty erschrack zum Tode: nicht allein vor dem Vater, sondern auch vor dem Gedanken, daß ein Fremder sie in ihrem jetzigen Anzuge — der eigentlich gar

keiner war — sehen solle. Sie sprang daher auf, flüchtete nach dem elenden Lager, nahm die einzige Decke, die sich auf demselben befand, zog sie über die Achseln und kauerte in einem Winkel nieder.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und die beiden Männer traten ein.

Der Fremde war eine kleine gedrungene Figur mit ziemlich schiefen Beinen. Unter dem tief in den Kopf gedrückten Hute blickte ein Gesicht mit derben Zügen hervor, in welchen indeß, etwas sonderbar Komisches lag, so ernst der Fremde auch zu erscheinen bemüht war. Die Kleidung des Mannes war fremdartig, aber keineswegs auffallend.

Als er eingetreten, suchten seine lebhaften Augen sofort nach dem Inhalte des Gefängnisses; drückten aber bei dem Anblicke des armen Kindes Mitleid und Erstaunen aus; — ja es blitzte selbst etwas wie Zorn in ihnen auf, als ein rascher Seitenblick auf den Vater fiel.

„Und was hat das arme Wesen gethan?“ — frug der Fremde jetzt mit großer Gleichgültigkeit, der aber geübtere Augen und Ohren, als die des Thorwächters, leicht das Gezwungene angesehen und angehört haben würden.

„Ist eine leichtsinnige Dirne!“ — entgegnete hart und mit finsterer Miene der Wächter — „die ihr Vater hier hat einschließen lassen, damit sie zu Vernunft und

Einsicht kommt, und thut, was des Vaters Wort befiehlt!"

„Das muß ein strenger Vater sein!" — meinte der Fremde — „ob aber das der rechte Weg ist, dem Kinde eine bessere Einsicht beizubringen? . . ."

„Mit Verlaub vor Eurer Gnaden" — fiel hier der Thorwächter hart und rauh ein — „ich glaube, daß Sie das nichts anfügt!"

„Gar nichts!" — entgegnete der Fremde ruhig und schritt, da der Wächter die Thüre des Gefängnisses wieder geöffnet und dem Besuche mit einer sehr unzweideutigen Handbewegung angedeutet hatte, wohin er gehöre, hinaus. Die Riegel klirrten und der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

Betty athmete hoch auf; als sie aber jetzt ihr Köpfchen, das sie bis dahin verschämt gesenkt hatte, wieder erhob, gewahrte sie mit freudiger Ueberraschung ein Briefchen an dem Boden liegen. Rasch warf sie die Decke zurück und eilte es aufzuheben; da blitzte die helle Freude aus ihrer Augen: es kam von ihm! Der Fremde, der sicher ein Bote von ihm war, mußte es zurückgelassen haben.

Betty riß es jetzt mit zitternden Händen auf und las:

„Ich habe von der schändlichen Behandlung gehört, die Dir durch Deinen grausamen Vater in Folge unseres letzten Zusammentreffens ward. Du sollst acht

Tage büßen und schmachten und dann an den alten häßlichen Schloßwart, den Freund Deines Vaters, verheirathet werden. Das kann, das darf nicht sein. Du bist mein, — mein durch die Liebe und durch Deine Schwüre. Du wirst mir in Liebe folgen und liebend werde ich für Deine Zukunft sorgen. Halte Dich daher diese Nacht bereit, Dein Retter und Befreier naht, sobald die Sterne am Himmel funkeln.

Dein Karl."

Betty stand erstaunt und überrascht. Sie las, die Hand an der Stirne, das Briefchen wohl drei und viermal, ohne eigentlich recht zu wissen, was sie las. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, die Gedanken drehten sich schwindelnd in ihrem Hirne.

Also war es doch wahr, was der Vater oft schon angedeutet: er hatte sie für den alten, ihr unausssprechlich widerlichen Schloßwart bestimmt. Dieser sollte ihr Gatte werden und der Geliebte dann auf ewig für sie verloren sein! unmöglich! unmöglich!

„Eher in den Tod!" — rief Betty und sank erschöpft auf den Schemel.

Aber Karl wollte sie ja retten — diese Nacht noch der grausamen Behandlung ihres Vaters, der entsetzlichen Verbindung mit dem Schloßwart entziehen! War dieser Gedanke denn nicht erlösend? —

Ja, er wäre es gewesen, wenn Betty's leidenschaftliche Liebe jedes Pflichtgefühl in ihr erstickt

hätte. Dies aber war nicht der Fall und so beängstigte sie der Gedanke an eine nächtliche Flucht aus dem elterlichen Hause unaussprechlich. Sie gedachte unwillkührlich ihrer guten, längst heimgegangenen Mutter, und was diese wohl zu einem solchen Schritte gesagt haben würde, und es überkam sie eine unaussprechliche Trauer.

Immer hegt das Herz bei Erfassung eines Lieblingswunsches den Glauben, daß dessen Erfüllung es vollkommen befriedigen werde; allein auf dem Wege, den die Hoffnung zu ihrem Ziele einschlägt, sammeln sich nicht selten viele Widerwärtigkeiten, die — mit der Erfüllung des Wunsches zugleich eintretend — die Freude darüber so verkümmern, daß das getrübte Auge den Stern des geträumten Glückes kaum mehr zu erblicken vermag.

So ging es Betty: sie sah die Stunde der Erlösung, den Moment ihrer Verbindung mit dem Geliebten vor Augen; — sie konnte fast das Glück, von dem sie so lange geträumt, mit den Händen erfassen und doch erschreckte sie die Art und Weise, auf welche sie zu denselben gelangen sollte. In ihrer Seele kämpften Pflichtgefühl und mädchenhafte Scheu vor einer entschieden unrechten That einen harten Kampf gegen die Liebe und den Abscheu der in Aussicht stehenden Zwangsheirath.

Der Tag verstrich und sie war immer noch nicht

mit sich einig; ja ihre Unruhe und Beklommenheit stieg mit jeder Stunde. So grausam sie auch ihr Vater behandelt hatte, er war und blieb doch immer ihr Vater. Und wenn er ihr Verhältniß zu dem Geliebten mit anderen Augen ansah, wie sie, so war dies um so natürlicher, als Karl bis jetzt noch nicht öffentlich hatte heraustreten wollen. Daß sie dabei ihrer Liebe treu blieb, konnte ihr schlichtes natürliches Wesen nicht als Unrecht erkennen: sie war ja Betty's höchstes Gut, ihr Glück, ihre Seligkeit, ihr Alles, während ihr der Vater nie, auch nur einen Schatten von Liebe geboten hatte.

So schwankte und kämpfte Betty noch immer, als es bereits zu dunkeln anfing. Da öffnete sich die Thüre und der Vater trat ein. Schweigend und finster stellte er einen Krug Wasser auf den Tisch und legte ein Stück schwarzes Brod dazu. Sein kalter und strenger Blick traf dabei die arme Büßerin und während ein höhnisches Lächeln über seine harten Züge flog, sagte er mit tief verletzendem Spott:

„So, Jungfer Tochter, da ist Ihr Abendschmaus; thu' Sie sich gut daran, die acht Tage, die Sie hier fastend und büßend zubringen wird, soll Ihr wohl den Starrsinn beugen. Auch ist das eine gute Vorbereitung für den heiligen Stand der Ehe, in den Sie sich nach der Zeit begeben wird!"

„Vater!“ — rief hier schmerzlich das arme Kind — „Ihr wollt doch nicht wirklich“ ...

„Daß Du den Schloßwart heirathest? ja, das will ich!“ — sagte der Thorwächter mit eisiger Kälte. — „Die Sache ist abgemacht und sogar schon von unserem allergnädigsten Herr, seiner Churfürstlichen Gnaden, gutgeheißen. Ein Mann, wie ich, hält auf Ehre und Recht, und so will ich nicht ...“

„Aber Vater, Vater!“ — rief jetzt angstvoll Betty und warf sich händeringend dem harten Manne zu Füßen — „ich kann ja den Schloßwart nicht zum Manne nehmen.“

„Und warum nicht?“ — rief jener, während die Zornesader auf seiner Stirne furchtbar anschwoll.

„Weil er mir entsetzlich ist! weil ich ihn verabscheue! ... weil ich, wie Ihr wißt, Karl liebe, ihm ewige Treue geschworen ...“

Aber bei diesen Worten fuhr ein so furchtbarer Hieb über Betty's entblößten Rücken, daß diese einen Mark und Bein durchdringenden Schrei des Schmerzes ausstieß, und unwillkürlich mit beiden Händen über die Achseln fahrend, sich bleich, entsetzt und stöhnend, wie ein in den Staub getretener Wurm krümmte und beugte.

„Dies jedesmal, so oft ich den Namen des Elenden höre!“ — rief der Thorwächter mit zornflammenden Augen, und seine Hand ballte sich krampfhaft um

die Lederpeitsche, die er bis dahin unter dem Wamse verborgen gehalten.

Aber Betty hatte sich bereits ermannt. Wenn ihr auch jede Bewegung, jedes Wort vor Schmerz schwer wurde, faßte sie doch, trotz des Widersträubens, des Vaters Hand und diese küssend, stöhnte sie:

„Vater, Vater, ich will ja diese Hand immer küssen, wenn sie mich... auch noch so furchtbar... trifft... aber habt Gnade und Erbarmen; ich kann ja ohne den Mann, den ich liebe, nicht leben. Er meint es ehrlich, er wird Eure Tochter zum Weibe nehmen! Verstoßt Euer Kind nicht... verstoßt es nicht!.... es will ja seiner Pflicht treu bleiben... aber habt auch Gnade und Erbarmen!"

Und Betty umfaßte schluchzend die Kniee des rauhen Mannes; dieser aber stieß sie streng und kalt zurück.

„Es bleibt dabei, wie ich gesagt!" — rief er finster und verließ raschen Schrittes den Kerker.

„Vater! Vater!" — tönte es ihm nach — „stoßt Eure Tochter nicht selbst von Euch hinweg!"

Aber die Riegel klirrten, der Schlüssel drehte sich im Schlosse und die Tritte des hinabsteigenden Thorwächters verhallten allmälig.

Betty, die noch immer auf den Knieen lag, hielt lauschend die Hand an die Stirne; ihre Augen waren weit geöffnet, ihre langen, schönen Haare hingen ver-

worren herab, ihr Oberkörper folgte in vorgebeugter Haltung dem Vater, ihre Seele rang den letzten Kampf. Jetzt ... jetzt waren die Schritte des Unbeugsamen hoffnungslos verhallt .... da sprang sie auf und rief:

„Es ist geschehen! ... er hat es selbst gewollt!“

Rasch eilte sie dann nach dem Fenster und blickte nach den Sternen: sie funkelten schon einzeln an dem Himmel. Betty war entschlossen, dem Geliebten zu folgen.

Haydn und Beethoven.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Churfürst Maximilian Franz in einem seiner Staatswagen nach dem nahe gelegenen Schlosse Poppelsdorf fuhr.

Er war festlich gekleidet und in einer festlichen Freude erstrahlten auch seine edlen Züge, das sah Jedermann auf den ersten Blick, wenn er, aus seiner Equipage heraus, Denjenigen mit freundlicher Herablassung dankte, die ihn bei seinem Vorüberfahren ehrerbietig gegrüßt hatten.

Zu dem Poppelsdorfer Schlosse gelangt man, von Bonn aus, durch eine schöne Doppelallee von wilden Kastanien, die um jene Zeit in ihrer Mitte den, für die Ritterspiele des Hofadels bestimmten Rasenplatz in sich schloß.

Franz Max liebte diese Allee, wie Poppelsdorf selbst, ungemein; und es galt immer schon für

eine gute Vorbedeutung, wenn für eine Sitzung oder ein Hoffest dies schöne Schloß als der Versammlungsort bestimmt wurde. War es doch auch der Lieblingsaufenthalt seiner drei letzten Vorgänger gewesen, von welchen Churfürst Joseph Clemens im Anfange des vorigen Jahrhunderts den Grundstein dazu legte, während es dessen Nachfolger, Clemens August, in großartigem Style ausbauen ließ, und ihm, da er in dessen stattlichem oberen Stockwerke größtentheils die Nächte zubrachte, sogar den Namen „Clemensruhe" beilegte.

Nach dessen Tode und bis zu Ende der churfürstlichen Regierung ward es nun freilich nicht mehr bewohnt, sondern neben der Bonner Residenz und dem Brühler Schlosse fast nur noch zu Hoffesten von den beiden nachfolgenden Churfürsten Maximilian Friedrich (1761 bis 1784) und Maximilian Franz (1784 bis 1801) benutzt.

Aber Poppelsdorf war auch in der That ein schöner, für jene Tage prachtvoller Bau. Trat man durch das Schloßthor, so ward man sofort von einem geräumigen kreisrunden Hofe begrüßt, der mit einer Arcade von sechs und dreißig auf Säulen ruhenden Abtheilungen prangte und in dessen Mitte eine prächtige Fontaine ihre Silberstrahlen hoch in die Lüfte warf. Aus ihm gelangte man in den, mitten in der Fronte gegen den Garten hin liegenden, Marmor-

saal, in welchem die Audienzen ertheilt zu werden pflegten, und dessen drei große, die ganze Breite des Saales einnehmenden Fensterthüren, eine herrliche Aussicht über den, in holländisch-französischem Geschmacke angelegten, Lustgarten hinaus nach dem Godesberg und dem Siebengebirge boten.

Der Stolz der Churfürsten, der Glanz des Schlosses aber war der, in der Mitte von zwölf geräumigen Gemächern liegende Grotten- oder Muschelsaal. Es ist bekannt, welche Liebhaberei das vorige Jahrhundert an Wasserkünsten, Muschelgrotten, Muschelhöhlen und Muscheltempeln fand. Von Versailles, Schwetzingen und Nymphenburg herab bis zu den Gärten reicher Privatleute, trieben Könige, Fürsten, Adelige und Bürger diese theure Spielerei mit wahrer Leidenschaft. Auch Schloß Poppelsdorf durfte daher nicht zurückbleiben, und seine Erbauer leisteten denn auch wirklich in dem ebenerwähnten Saale etwas Ausgezeichnetes.

Wie prächtig, wie feenhaft leuchteten doch alle diese Millionen und Millionen Gypsspath-Krystalle, welche die Wände und Decke des Saales, wie mit einem flammenden und sprühenden Steinpanzer überzogen; während sich dazwischen zahllose Verzierungen aus den schönsten Korallen, Muscheln und Müschelchen aller Art aufbauten. Selbst Eulen und andere Vögel, Affen und Sphynxe — aus Muscheln mit unübertreff-

licher Naturtreue nachgebildet — schmückten das Gemach und thronten namentlich über den großen gewaltigen Flügelthüren und den, mit kostbaren Divans und riesigen Spiegeln ausgefüllten, Nischen. Rechts und links der Hauptwand aber ragten Grotten von Felsen — ebenfalls mit Muscheln und Korallen bedeckt, zum Plafond empor, und warfen ihre Wasser, wie stürzende Waldbäche, schäumend von Stufe zu Stufe. Aus der Mitte der Decke erwuchs dabei, nach unten zu, ein riesiger, ein ungeheurer Korallenbaum, seine zahllosen Zweige, Aeste und Aestchen als Kronleuchter nach allen Seiten und Richtungen erstreckend. Brannten auf ihm die massenhaft angebrachten Lichter, so war die Wirkung derselben — bei den aus den Spiegeln und Krystallen zurückfallenden Myriaden Strahlen — eine über alle Beschreibung prachtvolle und herrliche. Ein Druck der Hand, und zahllose Wasserstrahlen — aus verborgen angebrachten Röhren und Röhrchen in weiten schönen Bogen hervorspringend und sich in allen Richtungen durchkreuzend — erhöhte dann noch den Effect dieser fürstlichen Zaubergrotte, zu deren Herstellung es sieben Jahre unausgesetzten Fleißes und ungeheurer Summen bedurft hatte*).

---

*) Derselbe ist jetzt noch schön erhalten und umfaßt zur Zeit, mit den anstoßenden Räumen, die Petrefacten- und Mineralien-

Kein Wunder also, daß die in Bonn residirenden Churfürsten Poppelsdorf liebten; — kein Wunder, daß sich auch Maximilian Franz hier wohl fühlte und bei freudigen Veranlassungen gerne diesen heiteren Ort zum Aufenthalte, zu Festen oder zu wichtigen Mittheilungen wählte.

Und eine solche Veranlassung hatte ihn bestimmt, heute hier eine große Sitzung und eine festliche Hoftafel ansagen zu lassen. Welcher Grund dazu vorlag, wußte — außer seinen Ministern und vertrauten Räthen, den Grafen von Waldenfels und von Forstmeister — Niemand.

Und doch! — doch! — sollte sich mit dem heutigen Tage eine seiner schönsten Hoffnungen erfüllen .... sollte seinem Lande, sollte seiner lieben Residenz Bonn heute eine Thatsache verkündet werden, deren unendlich segensreiche Folgen für beide nicht zu verkennen waren.

Um durch sorgsame Pflege der Künste und Wissenschaften die Bildung seines Volkes zu erhöhen, und zugleich seiner Residenz eine neue Zierde zu geben, errichtete schon der Vorgänger des jetzigen Churfürsten, Max Friedrich, im Jahre 1777 — also acht Jahre vor unserer Erzählung — eine Akademie, und stattete diese meistens mit den Gütern des aufgehobenen Je-

---

Sammlung, sowie das zootomische und zoologische Museum der Universität.

suitenordens aus. Da diese Akademie zugleich aber durch Beiträge der Klöster unterstützt wurde und überhaupt sehr gedieh, so vermehrte er bald die Zahl der Lehrer und kam selbst bei Kaiser Joseph II. um die Erhebung derselben zur Universität ein. Noch war aber von Wien die kaiserliche Bestätigungsurkunde, der er mit Sehnsucht entgegensah, nicht erfolgt, als ihn der Tod hinwegraffte.

Wir wissen es schon, mit welchem regem Eifer nun sein Coadjutor und Nachfolger, Maximilian Franz, diese Idee erfaßte. Sie bildete einen Hauptmoment seines Lebens und Strebens; ja man kann in der That sagen, daß die Erfüllung dieses Wunsches sein Glück ausmachte. Und . . . dieser Wunsch war erfüllt! die kaiserliche Urkunde, welche die Akademie zu Bonn zu einer deutschen Universität erhob, war gestern eingetroffen und sollte nun heute den Spitzen sämmtlicher weltlichen und geistlichen Behörden, dem Rector der Akademie und den Vätern der Residenzstadt mitgetheilt werden. Sollte da Maximilian Franz nicht glücklich sein? — sollte sein edles Herz nicht in hoher reiner Freude schlagen? — sollte die höchste Befriedigung nicht aus seinen Zügen strahlen, wie Maientag und Frühlingswetter?

Eine That, eine große, weltgeschichtliche, lag vor ihm; — nichts stand ihm jetzt mehr im Wege, sein menschenbeglückendes Vorhaben auszuführen . . . und

eine solche That ist ja der Stolz, die Seligkeit einer großen Seele!

Als Maximilian Franz in Poppelsdorf anlangte, fand er die zu dieser außerordentlichen Sitzung Berufenen schon im Marmorsaale versammelt. Es befanden sich hier seine Minister, außer den Grafen von Waldenfels und von Forstmeister, die in ihren eigenen Equipagen eben mit ihm eingetroffen waren und ihm nun folgten; — sodann das Domcapitel, Deputirte des Grafen- und Ritterstandes, die gerade in Bonn anwesenden Stände des Erzstiftes und die Abgeordneten der Stadt und der Akademie. Alle erhoben sich bei dem Eintreten des Fürsten ehrerbietig, während sich in ihren Zügen eine freudige Spannung kund gab, die indeß bei Vielen wohl auf das thatsächliche, längst erwartete Ereigniß mit glücklichem Tacte schloß.

Aber wie freudig war nun die allgemeine Bewegung, als der Churfürst das Ereigniß des Tages verkündete. Freiherr Spiegel zu Desenberg antwortete im Namen der Anwesenden und des Landes, und sprach in begeisterter Rede dem edlen Fürsten den wohlverdienten Dank für seine rastlosen Bemühungen zur Erreichung dieses hohen Zieles aus. Als er geschlossen, erhob sich abermals die ganze Versammlung und brachte Maximilian Franz aus vollem Herzen ein laut erschallendes dreimaliges „Lebehoch" dar.

Es wurde nun noch das Weitere über diesen Gegenstand berathen; da der Fürst jetzt auch rasch an das Werk gehen wollte, und so kamen namentlich die vortrefflichen Lehrer Hedderich, Dereser, Rougemont, Daniels, Fischenich, Reeb und Wurzer als Professoren der künftigen Universität in Vorschlag. Ein von dem Churfürst-Erzbischof verrichtetes Dankgebet schloß alsdann den officiellen Act, worauf man sich in die Schloßcapelle begab, um einem Hochamte beizuwohnen, dessen Feier noch dadurch erhöht wurde, daß die Churfürstliche Hofcapelle nebst dem ganzen Sängerpersonale die hohe Messe von Sebastian Bach während demselben aufführte.

Nach beendetem Gottesdienste trat eine Pause bis zur Tafel ein, in welcher Zeit sich sämmtliche Anwesenden ganz frei und ungenirt im Schloß und Garten ergehen und bewegen konnten.

Auch der Churfürst stieg eben an der Seite des Freiherrn von Spiegel die breite Marmortreppe hinab, die aus dem Audienzsaale in den Garten führte, als Graf Waldenfels, begleitet von einem schlicht aussehenden älteren Manne auf ihn zutrat. Da der Fürst die Beiden sofort gewahrte, blieb er stehen, und mit freundlichem Blick den Mann in dem einfachen braunen Anzuge, mit dem offenen, aber ausdrucksvollen Gesichte, musternd, sagte er, leutselig, wie immer:

„Wen bringen Sie mir, lieber Graf? gewiß einen Besuch, den ich an diesem schönen Tage herzlich willkommen heißen darf. Aber wie?“ — setzte der Churfürst dann rasch hinzu — „diese Züge kenne ich ja!... wir haben uns schon in Wien gesehen... mein Gott... das ist Haydn, mein lieber Haydn!“

Und Maximilian Franz eilte, beide Hände in freudiger Ueberraschung vorgestreckt, auf Haydn zu, erfaßte die seinen und drückte sie mit ächt österreichischer Gutmüthigkeit.

Haydn dankte gerührt; er hätte kaum erwartet, daß der Erzherzog, der ihn nur einigemale bei Fürst Esterhazy gesehen, sich seiner noch erinnere.

„Wie sollte das nicht sein?“ — sagte darauf der Churfürst — „wer Sie in eigener Person ihre herrlichen Werke dirigiren sah, der vergißt Sie nicht mehr. Aber welch' glücklicher Zufall führt Sie jetzt zu uns?“

„Ich komme von einer Reise nach England zurück!“ *)

„Woselbst der Herr Capellmeister die glänzendsten Siege gefeiert hat!“ — setzte Waldenfels hinzu.

„Man war fast zu freundlich gegen mich!“ — meinte Haydn, während, durch die vielen schönen Erinnerungen hervorgerufen, jenes ganz eigene kindliche Lächeln um seine Mundwinkel spielte, das fast alle seine Tonschöpfungen wiederspiegeln. — „England

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben u. Schaffen. 1. Thl. S. 18.

betrauert noch jetzt mit dem vollsten Rechte seinen unübertrefflichen Händel."

„Seinen Händel?" — fiel der Churfürst ein — „ich denke, wir lassen uns die Ehre nicht rauben, Händel den unseren zu nennen."

„Gewiß nicht!" — versetzte der Capellmeister — „wer hätte ein begründeteres Recht, als Deutschland, auf diesen, seinen herrlichen Sohn, stolz zu sein. Aber England hat ihn sich mit solcher Liebe angeeignet, daß es in der That von seinem Händel sprechen darf."

„Und feiert man ihn wirklich dort so sehr?" — frug jetzt Freiherr von Spiegel.

„Ja!" — sagte Haydn — „ganz nach seinen Verdiensten; denn Händel ist der unerreichte Meister aller Meister. Was kommt seinen colossalen Schöpfungen gleich; — dem Reichthum seiner Ideen, die allen seinen Werken den Stempel ewiger Blüthe aufdrücken. Leider erkennt und würdigt man dies in unserem guten Deutschland noch lange nicht genug."

„Mag wohl sein!" — versetzte Maximilian Franz nachdenklich — „und ich selbst kann mich hier von einer Unterlassungssünde nicht ganz frei sprechen; aber worin liegt hier wohl die Ursache?"

„Darf ich offen sein?" — frug hier Haydn so kindlich, daß selbst der Churfürst lächeln mußte, indem er sagte:

„Seien Sie es immer."

„Nun!“ — versetzte Jener — „zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister, wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehen. Man sieht sie nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davorsteht. Wenn aber einmal ein Jahrhundert zwischen ihnen und den Menschen liegt, ... oder die engen Gassen ringsum niedergerissen sind, werden beide in ihrer wahren Bedeutung erkannt.“

„Sehr, sehr wahr!“ — sagte der Churfürst — „aber sollte das die einzige Ursache sein?“

„Es kommt leider, noch eine hinzu!“ — fuhr Haydn fort — „und das ist der Neid der Collegenschaft. Denn zunächst ist die Wirksamkeit eines bedeutenden Mannes dadurch bedingt, daß er den Ruf erlange: man müsse seine Werke lesen, studiren, hören oder sehen. Diesen Ruf aber werden — durch unwürdige Künste, Zufall und Wahlverwandtschaft — hundert Unwürdige schnell erlangen, während ein Würdiger langsam und spät dazu kommt. Jene nämlich haben Freunde, weil sich die Unbedeutenheit und Trifialität überall breit macht und niedere Seelen stets in Menge vorhanden sind und enge zusammenhalten: der bedeutende Mann aber hat nur Feinde, weil geistige Ueberlegenheit, überall und in allen Verhältnissen, das Verhaßteste auf der Welt ist, und nun gar bei Stümpern im selben Fache, die selbst für etwas Großes gelten möchten.“

„Was Sie sagen ist wahr, aber sehr traurig!" — versetzte der Churfürst; — „wenn Sie indessen eben in der Kapelle gewesen wären, so würden Sie doch — wenigstens was uns betrifft — anerkennen müssen, daß auch wir dem deutschen Genius huldigen."

„Ich hab' es mit Freuden erfahren" — sagte Haydn und seine Augen leuchteten hoch auf.

„So wohnten Sie der hohen Messe von Sebastian Bach bei?"

„Ich war so glücklich, dies Riesenwerk wieder einmal an meiner Seele vorüberziehen zu hören."

„Und waren Sie mit der Aufführung zufrieden?"

„Sie war so würdig und gediegen, daß man sie wohl kaum irgendwo vollendeter finden dürfte. Wie meisterhaft wurden die Chöre gesungen — diese schwierigsten und erhabensten aller Chöre, die — trotz ihrer gelehrten, nur den Eingeweihten ganz vertrauten Structur — doch auf jedes noch so einfache Gemüth den überwältigendsten Eindruck hervorbringen. Und wie angemessen, wie verständig war der Vortrag, von dem verschwindenden Pianissimo auf mortuorum bis zu dem Jauchzen im Sanctus. Hier war, was selten ist, wirkliche musikalische Begeisterung vorhanden, die keine Ermattung zuließ."

„Sie haben Recht!" — sagte geschmeichelt der Churfürst, der auf seine Capelle sehr viel hielt. — „Das Dona pacem war kaum weniger frisch, als das Kyrie."

„Churfürstliche Gnaden müssen einen ausgezeichneten Capellmeister besitzen.“

„Sie sollen ihn und meine ganze Capelle kennen lernen. Es sind sehr tüchtige und verdienstvolle Leute darunter.“

„Und wer war es, wenn ich fragen darf, der die Orgel so ganz vortrefflich spielte?“

„Ein gewisser Beethoven!“ — sagte Maximilian Franz. — „Ein noch sehr junger, aber dabei sehr talentvoller Mann. Wissen Sie, daß Sie mir hier einen Gefallen thun können?“

„Churfürstliche Gnaden haben zu befehlen.“

„Waldenfells soll dafür sorgen, daß Sie mit dem jungen Beethoven bekannt werden. Haben Sie dann die Freundlichkeit, ihm auf die Zähne zu fühlen und ihn zu prüfen. Ihr Urtheil, Herr Capellmeister, wird dann für mich maßgebend sein, ob und was ich für den jungen Mann noch thue. Wollen Sie diesen kleinen Auftrag übernehmen?“

„Mit Freuden.“

„Nun denn, mein lieber Haydn!“ — sagte jetzt der Churfürst und faßte noch einmal gutmüthig des Componisten beide Hände — „da ich vor Tafel noch einen kleinen Spaziergang machen möchte, entlasse ich Sie jetzt; aber .... wohlgemerkt .... nur bis zur Tafel. Wir feiern heute, wie Sie erfahren haben werden, einen der schönsten Tage unseres Lebens. Der

Himmel hat Sie uns geschickt, damit dieser Tag noch schöner werde. Sie speisen also mit uns und nach der Tafel verplaudern wir dann ein Stündchen über unser liebes Wien."

Und damit drückte der Churfürst Haydn die Hände und entließ ihn mit einem freundlichen Neigen des Hauptes.

Der Capellmeister sah ihm lange nach, dann wandte er sich zu dem Grafen und sagte:

„Es ist doch ein gar charmanter Herr; — kann halt sein gut österreichisch Herz nicht verleugnen. Gemahnt mich ungemein an den Joseph, der auch so seelengut ... nur ein wenig zu rasch und starrköpfig war."

Graf Waldenfels lächelte hier leise. Er wußte ja, wie auch ihm die letztere Eigenschaft des sonst so vortrefflichen Fürsten gar oft zu schaffen machte. Als Diplomat war indessen sein Lächeln die einzige Antwort, während er rasch dem Gespräche eine andere Wendung gab, indem er sagte:

„Wie wäre es, wenn wir gleich an den Auftrag des Fürsten gingen, und den jungen Beethoven aufsuchten?"

„Ist mir recht!" — entgegnete Haydn. — „Ich freue mich immer, wenn ich irgend dazu beitragen kann, einen jungen talentvollen Mann der Welt zu empfehlen.

Aber mein lieber Herr Graf, ich habe dabei eine Eigenheit, die Sie mir vielleicht zu gute halten."

„Und die wäre?"

„Wenn ich, wie heute, mit Jemanden bekannt gemacht werden soll, über den ich ein Urtheil von Wichtigkeit zu fällen habe, so sehe oder höre ich erst gerne irgend etwas von ihm, ohne daß er mich kennt oder in der Nähe weiß. Er ist dann unbefangener und ich bin unparteiischer."

„Nun!" — entgegnete Waldenfels — „das läßt sich ja wohl machen. Gehen wir in das an den Concertsaal anstoßende Gemach, und ich will wetten: Beethoven sitzt in dem Saale an dem Flügel und phantasirt, während die Anderen Allotria treiben."

Sie thaten nun, wie der Graf gesagt: Beethoven war auch wirklich hier, wie Waldenfels durch eine halbgeöffnete Thüre bemerkte; der Letztere hätte aber seine Wette verloren, wenn Jemand darauf eingegangen wäre, denn Ludwig saß keineswegs am Flügel und phantasirte, sondern er stand am Fenster und schaute mit sehr ernster und finsterer Miene hinaus in das Weite.

„Es ist böses Wetter!" — flüsterte Waldenfels dem neben ihm stehenden Haydn jetzt zu — „unser Freund ist zwar da, aber er scheint einmal wieder böser Laune und nicht auf dieser Welt zu sein, und unter solchen Umständen wird er kaum spielen. Doch

wenn Sie hier Geduld haben wollen, will ich mein Heil versuchen. Ich hoffe wenigstens, daß er, da er hier so allein steht, noch nichts davon erfahren hat, daß Sie hier sind."

Haydn nickte beistimmend und der Graf trat unbefangen ein. Ludwig blieb unbeweglich; entweder bemerkte er ihn nicht, oder wollte er ihn nicht bemerken.

„Sieh da, Beethoven!" — sagte der Graf jetzt laut, indem er that, als sei ihm der junge Künstler jetzt erst zu Gesicht gekommen.

Beethoven kehrte sich langsam um; aber seine Züge waren in der That so finster, ja es lag etwas so Hartes und Zurückstoßendes darin, daß Waldenfels selbst erschrack und in die Worte ausbrach:

„Um Gottes Willen, was haben Sie? Ist Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen, oder sind Sie unwohl!"

„Keines von beiden!" — entgegnete Ludwig so kurz und unhöflich, daß sich jeder Andere beleidigt zurückgezogen haben würde; aber Waldenfels kannte diesen eigenthümlichen Charakter schon genügend, und da er dem jungen Manne in der That wohl wollte, so nahm er, wie schon oft, hieran keinen Anstoß. Er ließ indessen doch den jungen Mann anscheinend ohne weitere Berücksichtigung; machte sich einiges in dem Saale zu schaffen und öffnete dabei unbemerkt den

Flügel. Ludwig hatte sich wieder umgedreht und schaute wie früher dem Fenster hinaus. Da tippte der Graf wie durch Zufall auf eine Taste des Flügels, indem er, wie zu sich selbst, sagte: „Was da überall für ein Staub liegt!“ und er that, als wolle er diesen hinwegblasen und wieder berührte sein Finger eine Taste und wieder erklang ein Ton.

Ludwig regte sich nicht. Tiefe gewaltige Gedanken mußten ihn beschäftigen. Hatte ihn die Bach'sche Messe so ergriffen? tönten ihre vollen Chöre noch in ihm nach und trugen seine Seele dem Ewigen zu? Hatte ihn dies wundervolle großartige Meisterwerk so erhoben, daß sein Geist, dem Irdischen entrückt, in anderen Welten sich bewegte? — Oder beängstigte ihn der für seine strebende Seele peinliche Gedanken: daß er sich wohl nie mit diesem Giganten der Tonwelt werde messen können?

Wer konnte dies sagen? wer hätte vermocht in die Schachten dieser tief innerlichen Welt hinabzusteigen?

Da ertönten, vom Flügel aus, einige, der Bach'schen Messe entnommene Accorde und der Graf, der sie gegriffen, sagte leise vor sich hin:

„Das Instrument ist verstimmt, es muß hergerichtet werden.“

Und indem er dies sagte verließ er den Saal, ohne jedoch den Flügel zu schließen.

„Nun?“ — flüsterte Haydn — „Sie kommen unverrichteter Sache wieder?“

Aber Waldenfels lächelte und gab dem Capellmeister ein Zeichen, stille zu sein.

Beide schauten nun vorsichtig durch die halbgeöffnete Thüre.

Der junge Beethoven hatte sich bei den Accorden umgedreht; aber sicher ohne sonst zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging. Es war nur ein unbewußter musikalischer Rapport zwischen ihm und dem Instrumente eingetreten.

Der volle Klang eines einzelnen Tones erregt durch seine Schwingungen wohl unsere Nerven, aber er läßt das Gefühl unbefriedigt. Da zieht dieser Ton leise hauchend an uns vorüber, immer stärker anschwellend bis zum höchsten Maße seiner Kraft. Aus dem Schicksale dieses Tones spricht das Schicksal unseres eigenen Lebens, der Völker, der Welt! — spricht Entwicklung, Kraft und Vergehen, beherrscht von den ewigen Gesetzen. Doch es genügt uns noch nicht, die bloße Wucht des Gesetzes zu fühlen, das in unermeßlichem Kreise alles Geschaffene umschlingt; wir verlangen, uns selber unbewußt, Versöhnung. Da keimt aus dem versiegenden Tone lebendig die Octave hervor. Auftauchend und niedersinkend im Strome der Zeit, hier verknüpft durch Bande innerer Verwandtschaft, dort getrennt durch inneren Widerstreit, ziehen Tausende

von Tongestalten bald rasch, bald langsam an uns vorüber, durch den Schlag des Taktes uns mahnend, daß die Zeit nach unwandelbaren Gesetzen bindet und lös't. Und die Töne verschmelzen sich zu Gedanken, und die Gedanken wachsen riesengroß, und ihre Schwingen streifen Himmel und Erde!

Beethoven hatte Klänge vernommen, die eben geistig in ihm lebten und mit denselben regte sich in ihm der Drang: das was er dachte gleichfalls in Tönen auszusprechen. Finster vor sich hinschauend, die Augen weit geöffnet, den Blick, wie in ungemessene Fernen sendend, die Züge, wie zu Marmor erstarrt, schritt er jetzt langsam — fast einem Nachtwandler gleich — dem Flügel zu, setzte sich wie im Traume nieder und hob die Hände: da war es plötzlich, als ob mit den jetzt aufrauschenden Tönen die Geister der Höhe und der Tiefe erwachten. Da war es, als ob der Geist Sebastian Bach's erstünde und in seiner tiefsten Eigenheit und doch auch wieder in ganz neuer eigenthümlicher Weise seine Gedanken aushauche in wunderbar prächtiger Harmonienfolge. Welche Macht, welche Kühnheit in diesem Einherschreiten, ... welche Erhabenheit in diesen Combinationen!

Haydn und Waldenfels lauschten athemlos. Wohl waren es nur Bach'sche Gedanken, die hier der junge Beethoven in freiem Phantasiren vortrug;

aber die Art und Weise der Auffassung, das eminente Eindringen in den Geist des unsterblichen Meisters, und selbst die Blitze eigener, origineller Ideen und Umstellungen verkündeten Haydn ein auftauchendes, ganz bedeutendes Genie.

Jetzt mit einemmale verließ der Spielende die Bach'schen Themas, und, seinen eigenen Gedanken in verwandtem Ausdrucke folgend, ergoß sich den Lauschenden sein eignes Tiefinneres.

Was ist das Leben des Einzelnen — so schienen die Töne zu rufen — wenn es sich nicht aus dem Staube zum Ewigen, zum Göttlichen erhebt? wenn es nicht, in einer einzigen großen Idee aufgehend, rückwirkt auf die Förderung des allgemeinen Lebens? Ist es wohl mehr, als eine leicht vorüberrauschende Welle, die willenlos der Richtung des Stromes folgt und dann spurlos verschwindet?

Es war etwas Rührendes, was in dieser Frage und Klage ruhte, die sich durch alle Modullationen des Schmerzes hindurchwandt und auf dem, im Pianissimo ausgehaltenen Duraccord verklang.

Aber plötzlich flogen andere Töne auf: maestoso, ernst und kühn, und sie riefen: So erhebe dich denn und ringe keck selbst nach der Krone des Lebens. Greife nach der Palme und dem Lorbeerkranze, die die Hand des Ewigen an den Sternen aufgehängt; — greife nach ihnen mit festem Muthe und sie sind

Dein! Fühlst Du denn nicht in Dir selbst einen gigantischen Drang, den Himmel des Ruhmes zu stürmen? zu schaffen den Edelsten, den Größten gleich? — Tritt vor Dich hin und fordere von Dir selbst — Angesichts Deines eigenen Wesens und der Welt — daß Du, dem Staube der Alltäglichkeit Dich entwindend, eine selbstbewegende, selbstbestimmende Kraft werdest, die, mit Schöpfergewalt über Erhabenem brütend, neue Welten erzeugt, neue erlösende Kräfte!

Und mit hinreißendem Jubel stiegen jetzt die Töne auf, wie die Sonne am Morgen sich erhebt aus dem Grabe der Nacht: glänzend, siegreich, allbelebend!

Da vermochte Haydn sich nicht mehr zu halten; tief bewegt vor Freude eilte er in den Saal und seine Hände Beethoven entgegenstreckend, rief er:

„Junger Mann, kommen Sie an mein Herz; Sie hat Gott zu etwas Großem bestimmt!"

Ludwig van Beethoven erwachte bei diesen Worten wie aus einem Traume. Erstaunt blickte er um sich, als wolle er fragen: wo er sei und wer vor ihm stehe? Der Graf aber trat freudig lächelnd hinzu und sagte, auf den Fremden deutend:

„Es ist unser großer Haydn!"

„Haydn! Haydn!" — rief Beethoven und flog in die Arme des Maestro. — „Haydn, unser großer, herrlicher Meister? . . . . o das ist mein schönster Tag!"

Und Beide umarmten sich herzlich und drückten sich innig die Hände: der Jüngling mit dem Gefühle der tiefsten Verehrung, der 52jährige ruhmgekrönte Mann mit der aufrichtigen Freude: ein junges herrliches Talent gefunden zu haben.

Ein Frühstück.

Den folgenden Morgen gab die Churfürstliche Capelle Vater Haydn ein glänzendes Frühstück auf dem Godesberg. Maximilian Franz selbst hatte mit Director Ries die Sache besprochen; ja er war so freundlich, den nöthigen Bedarf an Wein aus dem Hofkeller liefern zu lassen und zwar in den besten und edelsten Sorten. Wollte er doch, als ein ächter Mäcen der Kunst, seinen musikalischen Gast auf alle Weise geehrt wissen.

Es war ein wunderschöner Morgen, als sich die große, ungemein heiter gestimmte Gesellschaft, den Gast in ihrer Mitte, auf den Weg nach dem gedachten Lustorte machte. Der Himmel lachte im reinsten Blau und unter ihm hin segelten nur hie und da, wie neckische Genien, leichte silberne Wölkchen. Frisch duftete dabei die Erde, aber frisch und kräftig wehte auch die Morgenluft. Selbst die herbstliche Färbung der

Bäume in ihrer vielfachen Abstufung von dem noch frischen Grün in das Gelbe, Braune und Rothe, gab der Landschaft einen eigenen Reiz.

Und gesellte sich denn diesem äußeren sinnlichen Reize, nicht auch ein innerer geistiger? Hat denn das Scheidende, das uns lieb geworden, in seinem allmäligen Verschwinden nicht immer etwas doppelt Fesselndes?

Wir halten die Hand eines scheidenden Freundes fester als sonst; wir kargen mit den Stunden, die uns noch vergönnt sind, in seiner Nähe zuzubringen. Liebevoller noch als bisher schauen wir in die vertrauten Züge, und ihr Ernst scheint uns jetzt noch milder, der Ausdruck noch theilnehmender und edler, der Druck der Hand noch wärmer und inniger. Ach! wir wissen ja nicht, ob wir ihn wiedersehen, und wenn auch — sind wir dann nicht älter und vielleicht auch ärmer und kälter geworden? Jeder Moment des Lebens streift ja Hoffnungen und welke Blüthen ab; — unaufhörlich schwingt die Zeit ihre Alles niederwerfende Sichel!

Darum dies doppelt innige Anklammern an alles Liebgewordene, wenn es sich zum Scheiden rüstet; darum die erhöhte Lebenslust, die an schönen Herbsttagen unsere Brust schwellt! darum das erhöhte Wohlgefallen an der herbstlichen Natur.

Aber es fehlte ja ohnedem in dieser munteren Ge-

sellschaft an Lebenslust nicht. Da war Papa Ries, als Leiter derselben, und die Freude, sein Ideal, Haydn, zu sehn und feiern und bewirthen zu können, schuf ihn ganz um, und machte den sonst etwas bedächtigen Mann, zum freudigschwärmenden Jünglinge. Da waren die beiden Rombergs und alle die vielen jungen Musiker; da war das ganze muntere Chor der Kammer- und Opernsänger: Vater Beethoven, Heller und Lux an der Spitze. Konnte es da, schon auf dem Wege nach Godesberg hin, an Witz, Laune und ausgelassener Heiterkeit fehlen? Freilich paßte dies gerade nicht so recht zu dem schlichten Wesen des Gastes, der eine einfache stille Freudigkeit einer so geräuschvollen Lustigkeit vorzog. Dennoch war Haydn verständig genug, sich heute in dieselbe zu finden. Er erkannte ja in ihr den guten Willen, ihn selbst zu erfreuen und zu ehren. Nur Eines war Haydn gleich aufgefallen und that ihm leid: der junge Beethoven befand sich nicht unter der Gesellschaft, und doch hatte dieser ihm gestern beim Abschiede noch versprochen, nicht nur zu kommen, sondern ihm auch bei dieser Gelegenheit eine seiner Compositionen zur Einsicht vorzulegen.

Als Haydn auf dem Wege dem Director Ries sein Befremden darüber äußerte, schüttelte dieser lächelnd den Kopf und sagte:

„Macht nichts, der kommt doch! — Wie sollte er,

Ihr glühenster Verehrer, bei diesem schönen Feste fehlen? Es ist nur eine gar eigenthümliche Natur. Von außen oft stolz, störrisch, unfreundlich, ja selbst hart und abstoßend; .... aber innen eine gewaltige, edle Erscheinung, die eine ungeheure geistige Kraft und einen riesigen Drang nach Selbstständigkeit durchblicken und ahnen läßt. Freilich schlägt jetzt noch die versuchte Festigkeit und Entschiedenheit oft in Eigensinn um; so wie ein überreiches Zartgefühl ihn gar manchmal empfindlich und gereizt erscheinen läßt. Aber glauben Sie mir: Sie werden kaum einen jungen Mann von höherer Seelenreinheit, von idealerer Lebensanschauung, voll reinerer, heiligerer Begeisterung und entschiednerem Talente für die Musik finden als ihn!"

„Das freut mich unendlich!" — sagte Haydn — „denn ich habe den jungen Mann wirklich schon lieb gewonnen, und hoffe in musikalischer Beziehung, viel, sehr viel von ihm."

Die allgemeine Heiterkeit unterbrach hier das Gespräch: Lux gab Witze, Wortspiele und Räthsel zum Besten, die die Lachmuskeln der Gesellschaft oft in Anspruch nahmen.

„Wann wird echte dramatische Kunst gedeihen?" frug er jetzt.

Man rieth auf dies und das, aber Lux schüttelte immer den Kopf.

„Nun!" — sagte endlich der alte Beethoven —

„wenn Niemand das Rechte treffen kann, so schieße Du los."

„Gut!" — versetzte Lux — „Wenn der Intendant nicht mehr das Geld in den Tand steckt!"

„Bravo!" — rief es von allen Seiten; denn der Intendant der churfürstlichen Bühne, ein vornehmer, bornirter und kleinlicher Mensch, zeichnete sich durch Verschwendung bei Kleinigkeiten und einer übertriebenen Sparsamkeit bei wichtigen Dingen aus. Eine Sache die, wie damals allbekannt, dem Aufschwunge der churfürstlichen Bühne sehr schadete.

Am lautesten hatte sein „Bravo!" aber eben ein junger Geiger gerufen, der sich gleichfalls durch Mangel an Geistesgaben und Ueberfluß an Einbildung auszeichnete. Er hielt sich für ein sehr bedeutendes Genie, obgleich er nur eine sehr mittelmäßige musikalische Größe war: eine Täuschung, die, wie man sagt, sehr häufig bei Musikern vorkommt. Man sprach übrigens davon, daß dieser junge Mann demnächst heirathen werde und zwar eine Wittwe, die nicht im besten Rufe stand. Als er nun bei dem Witz über den Intendant so laut „Bravo!" schrie, hing sich Lux in seinen Arm und sagte:

„Wissen Sie auch, mein Bester, wie man sich am leichtesten Gewicht in der Welt verschaffen kann?"

„Nun?" — frug verblüfft der junge Geiger; denn

schon daß Lux sich an ihn wandte, brachte ihn aus aller Fassung.

„Man heirathet, wenn's sonst nicht gehen will."

„Warum aber heirathen?"

„Weil man wenige Wochen nach der Hochzeit schon einen Centner auf dem Herzen hat."

Ein allgemeines Spottgelächter erfüllte die Luft. Der junge Mann ward bis über die Ohren roth, obgleich er die Sache gar nicht recht verstanden hatte; aber seine Bemühungen, sich von Lux loszumachen, waren vergebens. Da derselbe auch verschiedene, unglückliche Versuche in der Composition gemacht, und diese, trotz ihrer Erbärmlichkeit, durch erkaufte Kritiker hatte loben lassen, so gedachte ihm Lux auch in dieser Beziehung noch etwas anzuhaben.

„Freundchen!" – sagte er daher — „ich bin heute an dem herrlichen Morgen gerade so recht im Zuge, Räthsel aufzugeben; Sie müssen mir noch eines lösen: „Warum wagen sich Anfänger in der Composition so gerne gleich an große Orchesterwerke?"

„Ei," — meinte der Gefragte — „weil diese ihnen Gelegenheit bieten, ihr Talent im vollsten Lichte zu zeigen."

Lux hielt im Gehen inne; der Geiger, da er sich in Lux führte, oder vielmehr von Luxen's Arm, wie von einer zugeknappten riesigen Krebsscheere fest gehalten wurde, natürlich auch, und mit beiden die ganze

Gesellschaft. Dabei entstand eine Pause, in der Lux den jungen eingebildeten Geiger und Componisten mit einer so unaussprechlich komischen Miene fragend ansah, daß schon hierüber ein Hallo ausbrach.

„Falsch!" — sagte er endlich und wiederholte die Frage.

„Ich weiß es nicht!" — stotterte in der fürchterlichsten Verlegenheit der Andere.

Da bog sich Lux zu ihm, als wolle er ihm etwas in das Ohr sagen, rief aber ganz laut:

„Weil sie da am besten Posaunen anwenden können!"

Jubel und Händeklatschen, Lachen und Bravorufen erschallte auf's Neue. Der arme Geiger ward blaß und roth; aber er wagte und fand auch keine Erwiederung, und war nur froh, als sich die Lux'sche Krebsscheere so weit öffnete, daß er seinen Arm zurückziehen nnd unter der Menge verschwinden konnte.

Aber in Lux war ein wahrer Dämon gefahren. Wie der Blitz befand er sich an der Seite eines alten Baßsängers, der vor nicht langer Zeit eine ganz junge und hübsche Choristin geheirathet hatte, deren Artigkeit und Gefälligkeit die Welt nicht genug rühmen konnte.

Lux klopfte auf seine Schnupftabacksdose, öffnete sie und sagte, indem er dem alten Bassisten eine Prise anbot:

„Wißt Ihr auch, Binetto, warum die früheren Zeiten so gut waren?"

Aber der Alte schnitt ein verdrießliches Gesicht:

„Laßt mich ungeschoren! — sagte er dann. — „Jedenfalls gab es damals keine so bösen Mäuler, wie Ihr eines habt."

„Nichts da!" — meinte Lux, indem er die Dose zuklappte:

„Damals gingen 60 auf einen Schock, 15 auf eine Mandel, 12 auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar."

Diesmal wurde das Lachen nicht so laut; denn der Stich war doch etwas zu scharf und man kannte Binetto als einen heftigen und jähzornigen Menschen. Es würde vielleicht auch zu einer sehr unangenehmen Störung der allgemeinen Heiterkeit gekommen sein, wenn Ries sich nicht schnell mit einer kleinen Anekdote dazwischen geworfen hätte. Ehe Binetto noch etwas erwiedern konnte, hatte sich der Director zwischen ihn und Lux gedrängt und rief im heitersten Tone:

„Räthsel kann ich freilich keine aufgeben; aber ich las gestern eine hübsche Anekdote von Lessing, die Euch Allen gefallen wird. Lessing sah einen gewissen Hegel in Braunschweig Komödie spielen, und verließ, da er dessen Grimassen nicht mehr aushalten konnte, das Theater. Auf der Straße begegnete ihm ein Be-

kannter und frug ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen der Hegel?" — „So außerordentlich" — entgegnete Lessing — „daß ich, wie Sie sehen, ganz weg bin!"

Man lachte, Lux ging auf unverfänglichere Scherze über und die alte gute Laune war wieder hergestellt.

Haydn war es indessen bei dieser Unterhaltung, die seinem sanften, menschenfreundlichen Naturell so ganz widersprach, nicht angenehm zu Muthe gewesen; er war daher froh, als man die Ruine erreichte.

Aber wie sinnig hatte der Churfürst hier — ohne Jemanden ein Wort zu sagen — die Räumlichkeiten ausschmücken lassen. Kränze und Gewinde von Laub und Epheu zogen sich an den alten, halbverfallenen Mauern des Hofraums — in welchem eine Menge reinlich gedeckter und mit Speisen überfüllter Tische standen — leicht und gefällig dahin; an dem Thurme aber prangte, von einem Lorbeerkranze umgeben, der Namenszug des gefeierten Meisters.

Als Haydn hier eintrat und ihm ein donnerndes „Hoch!" — „Vater Haydn hoch!" von all' den Anwesenden entgegenschallte, füllten sich seine Augen mit Thränen, und nur mit einer vor Erregung zitternder Stimme vermochte er seinen inniggefühlten Dank in einfachen und schlichten Worten auszusprechen. Sein Talent, sagte er dabei, mit der ihm eigenen liebenswürdigen Bescheidenheit, sei ja nicht sein Werk, son-

dern ein gütiges Geschenk des Himmels, dessen er sich dankbar bezeigen zu müssen glaube.

Das Frühstück nahm nun seinen Verlauf, und nun zeigte Haydn, daß auch er heiter sein könne.

In der That war eine arglose Schalkheit, ein reiner lebensfrischer Humor, ein Hauptzug in Haydn's Charakter. Er entdeckte leicht und vorzugsweise die komische Seite eines Gegenstandes und wer auch nur eine einzige Stunde mit ihm hinbrachte, mußte es bemerken, daß der Geist der österreichischen kindlichen Nationalheiterkeit in ihm athme. Zeigt sich dieser Humor doch ganz auffallend in seinen Compositionen; wie denn ja namentlich seine Allegro's und Rondo's oft ganz darauf angelegt sind, den Zuhörer durch leichte Wendungen des anscheinenden Ernstes in den höchsten Grad des Komischen, zu necken und zur Fröhlichkeit zu stimmen.

Haydn war aber auch jetzt um so aufgelegter, als sich der junge Beethoven ganz unbemerkt eingefunden hatte. Ries mußte sich auf die eine, Ludwig van Beethoven auf die andere Seite zu ihm setzen und so fühlten sich alle Dreie glücklich und waren von Herzen vergnügt. Als aber nach einer Stunde die Weine aus dem Churfürstlichen Hofkeller zu stark zu wirken begannen, gab Haydn den beiden Freunden zu verstehen: daß es ihm lieb sein werde, wenn er sich mit ihnen unbemerkt entfernen könne. Ries und

Beethoven kam dieser Wunsch sehr gelegen und so schlug ersterer einen Spaziergang nach der wenige hundert Schritte entfernten Draitscher Quelle vor. Hier setzte man sich unter den schattigen Bäumen nieder, und Ludwig kam nun seinem Versprechen nach, Vater Haydn eine seiner letzten Compositionen, eine Cantate, vorzulegen *). Haydn sah sie mit großer Aufmerksamkeit durch; aber je weiter er kam, desto freundlicher wurden seine Züge, desto entschiedener und beifälliger nickte er mit dem Kopfe.

„Vortrefflich!" — sagte er endlich und sein offenes ehrliches Gesicht strahlte in Wohlwollen. — „Vortrefflich, junger Mann! Ich hätte dies nicht von Ihrer Jugend erwartet; obgleich mich gestern schon Ihr Orgelspiel und Ihr Phantasiren zu schönen Hoffnungen berechtigte. Es finden sich zwar hier mehrere Stellen, die für die Blasinstrumente fast zu schwierig sein dürften; aber das gibt sich mit der Zeit, wenn der allzugewaltige Drang der Jugend sich gelegt hat. Jedenfalls müssen Sie auf der betretenen Bahn fortfahren, dann steht Ihnen eine schöne große Zukunft bevor."

---

*) A. Schindler: „Biographie von Ludwig van Beethoven." (Münster 1840.) S. 21. Wegler und Ries. Biog. Notizen. S. 15 u. f. Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Th. S. 18.

Ludwig, durch diese Aufmunterung des allgeehrten Meisters beglückt und begeistert, versprach dies denn auch natürlich in feurigen Worten.

„Und wollen Sie in dieser Beziehung einige wohlgemeinten Winke von Ihrem väterlichen Freunde hinnehmen?“ — frug jetzt der Gast.

„Gewiß, gewiß!“ — rief Ludwig — „jedes Ihrer Worte, herrlicher Mann, soll mir ein Evangelium sein!“

Haydn lächelte über die stürmische Weise des jungen Mannes, legte seine Hand sanft und beruhigend auf Ludwigs Arm und sagte:

„Sie sind, das merke ich schon, ein junger Titane, der den Himmel der Tonkunst und den Tempel des Ruhmes lieber heute als Morgen stürmen würde. Nun, so muß es freilich sein, wenn man in dieser nüchternen Welt zu etwas Außerordentlichem gelangen will; doch bedarf es dazu auch der Beherrschung seiner selbst, und jener classischen Ruhe, die die Griechen in ihren Kunstschöpfungen so hoch stellt. Wenn ich Ihnen also rathen darf: so lernen Sie vor allen Dingen, behufs Ihres componirens, das Singen, und zwar in Italien; die Instrumentalmusik aber studiren Sie am besten in Deutschland, und hier vorzugsweise in Wien. Wissen Sie, wie ich es beim componiren halte?“

„Nun?“ — frug Ludwig gespannt.

„Vor allem Anderen“ — fuhr Haydn fort —

„suche ich meine Compositionen immer aus einem Guß zu schaffen. Ich lege daher bei jedem Theile den Plan zu der Hauptstimme ganz an, indem ich die hervorstechenden Stellen mit wenigen Noten oder Ziffern bezeichne. Ist das geschehen, hauche ich dem Skelet durch Begleitung der Nebenstimmen, durch Uebergänge und so weiter, Geist und Leben ein. Endlich schreibe ich nicht eher, als ich meiner Sache gewiß bin*)."

Ludwig versprach sich dies Alles treulich zu merken.

„Und dann" — fuhr Haydn fort — „empfehle ich Ihnen, wie jedem Tonsetzer, namentlich auch die praktischen Uebungen nicht zu vernachlässigen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr dies der Theorie zu statten kommt. Gestehe ich es offen, daß ich auf keinem Instrumente gerade ein Hexenmeister bin: aber ich kenne die Kraft und die Wirkung aller auf das Genaueste**)."

Man erhob sich jetzt, und da die von der Ruine herabschallenden Lieder, sowie das tolle Jauchzen, Schreien und Lachen bewiesen, wie ganz ausgelassen wohl es dem leichten lustigen Völkchen da oben sei, zogen die Drei vor, den Rückweg unter sinnigem Gespräche allein unter sich zu machen.

Der junge Beethoven knüpfte dabei an das-

---

*) Joseph Haydn's eigene Worte.

**) Haydn's eigene Worte.

jenige an, was Vater *Haydn* vorhin über die classische Ruhe in den Kunstwerken der Griechen gesagt hatte. Alles loderte und flammte dabei in ihm, wie immer, wenn er auf dies, sein Lieblingsthema, zu sprechen kam.

Haydn hörte lächelnd zu, das Maaßlose der aufschäumenden Jugend freute ihn hier; er wußte ja, welchen Dämpfer das Leben und das Schicksal ohnehin stets auf die Herzen und Geister, selbst der bedeutenden Menschen, lege. Nur schien ihm die Anschauungsweise des jungen Mannes fast etwas zu griechisch. Er sagte daher:

„Sie haben in Vielem recht; nur glaube ich, daß wir folgende Wahrheit festhalten müssen: Das Alterthum ging von der Natur aus und suchte *diese* zu vergeistigen, zu verklären und zu vergöttlichen; — das Christenthum geht aus von dem *Ideal* und sucht *dieses* zu *verkörpern*."

Es entspann sich ein längeres Gespräch hierüber, bis *Haydn* lächelnd sagte:

„Sie *schwärmen* für Griechenland?" —

„Ich *schwärme* wohl weniger dafür" — versetzte der junge *Beethoven* erröthend — „als ich für Griechenland und die Griechen, namentlich für *Platon*, begeistert bin."

„Und was zieht Sie hier besonders an?" — frug *Haydn* weiter, dem das ernste und tiefe Wesen des jungen Musikers immer mehr gefiel.

„Die Schönheitsidee, die wir bei diesem Volke überall und immer verkörpert finden!“ — entgegnete Ludwig.

„Es ist wahr!“ — sagte Haydn — „das griechische Volk tritt aus dem chaotischen Gemenge der übrigen alten Völker wie eine plastische Göttergestalt unter rohen Skulpturanfängen hervor.“

„Und ist das ein Wunder?“ — rief Ludwig und seine großen seelenvollen Augen leuchteten höher auf. — „Der ewig heitere Himmel des schönen Hellas, — die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, die den Arm der Menschen nicht viel für die gemeinen Arbeiten des Lebens in Anspruch nahm, — Handel und Schifffahrt, das Bekanntwerden mit anderen Völkern, alles das mußte ja schon an und für sich auf den lebhaften Geist der Griechen wunderbar mächtig einwirken. Und dann; ... wie rein, heiter und klar die Luft, — wie groß und ewig neu an Schönheiten der weite Ocean, — wie lebhaft die Farben der ganzen dortigen Natur, wie zart und ebenmäßig ihre Gebilde. Mußte da der Sinn für Schönheit in den Griechen nicht schon früh geweckt werden? Mußte sich da nicht auch in den Menschen natürliche Grazie entwickeln, und das Streben nach hoher Idealschönheit das Wesen der griechischen Nation charakterisiren?“

„So ist es allerdings!“ — sagte Haydn, den Blick mit Wohlgefallen auf Ludwig van Beet-

hoven ruhen lassend — „der Geist des Dichterischen, Edlen, Idealen durchdrang dort ursprünglich Alles."

Ludwig glühte: „Schön!" — fuhr er begeistert fort — „schön erschienen dort die Menschen in Gestalt und Ausdruck, — schön und malerisch war die Kleidung, — schön bis zum Erhabenen und Herrlichen traten Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Dichtkunst auf, — schön war vor Allem die Bildung des Geistes. Mußte sich da nicht ganz natürlich dieser Schönheitssinn auch in dem ganzen Leben, in allen öffentlichen und Privatverhältnissen aussprechen? Und er that es auch!" — fuhr der junge Beethoven immer lebhafter fort — „er that es, bei ihrer Erziehung, ihren Spielen, ihren Festen, ihren Leibes- und Geistesübungen, in der Liebe und in der Religion. Sie läuterten alles Schöne, Würdige im Menschen bis zu seiner höchsten Bedeutung, zur obersten Stufe seiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf: d. h. sie hoben das Göttliche im Menschen zum Gott empor, während z. B. andere Nationen des Alterthums die Idee Gottes oft bis zu Ungeheuern herabzogen. Daraus entstand denn auch jene heitere, reizende Götterlehre, die uns noch jetzt entzückt und die die Menschen entzücken wird, so lange Sinn für Schönes vorhanden ist!"

„Aber" — sagte hier Haydn mit seiner freundlichen Ruhe und sah dem jungen Musiker mit Wohlwollen in das vor Erregtheit glühende Antlitz, —

„wenn wir auch annehmen, daß die Griechen hierin allen übrigen Nationen voraus waren, so dürfen wir, glaube ich, doch auch behaupten: daß „die Idee des Schönen" jedem einzelnen Menschen, jeder Nation angeboren sei, wenn sie auch hie und da — durch äußere Verhältnisse zurückgedrängt — nicht, oder nur wenig in das Leben tritt."

„Ja!" — meinte Ludwig — „vorhanden mag sie überall in der Tiefe des menschlichen Wesens sein; aber bei gar Vielen kommt nicht einmal eine Ahnung davon zu Tage."

„Weil sie ihnen nicht zum Bewußtsein kommt."

„So muß man suchen, sie den Menschen zum Bewußtsein zu bringen."

„Und thun wir Künstler dies nicht?"

„Gewiß!" — rief Ludwig mit einem Feuerblick auf den Capellmeister — „das beweist unter Vielen auch der Name Haydn!"

Haydn machte in seiner Bescheidenheit eine abwehrende Bewegung; aber Beethoven fuhr fort:

„Deßwegen ist mir aber auch meine Kunst so lieb, wie ein Heiligthum, und keine Macht der Welt, nicht die Reichthümer eines Krösus könnten mich von meiner Bahn ablenken."

„Das ist wacker, junger Mann!" — sagte hier Haydn, Ludwig van Beethoven's Hand ergreifend und schüttelnd. — „Halten Sie an diesen

Grundsätzen fest und Sie werden die Höhen der Kunst erklimmen. Aber sind Sie sich auch darüber ganz klar, was unter dem Begriff „Schönheit" zu verstehen sei?"

„Ich denke wohl!" — entgegnete Ludwig.

„Lassen Sie hören!" — sagte Haydn. — „Ich nehme Theil an Ihnen und da müssen Sie mir schon vergeben, wenn ich ein wenig zudringlich werde."

Der junge Beethoven erröthete, so setzten ihn die liebevollen Worte des berühmten Meisters in Verlegenheit; aber jener, der es merkte, frug lächelnd:

„Nun, wie erklären Sie den Begriff Schönheit?"

Ludwig sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Bei der näheren Betrachtung eines Gegenstandes, der schön genannt wird, finden wir zweierlei: ein Inneres und ein Aeußeres; eine Bedeutung, einen Sinn, einen Gedanken auf der einen Seite, und einen sinnlichen Ausdruck, eine reale Erscheinung auf der anderen, so daß das Innere durch die äußere Erscheinung hindurchscheint."

„Gut, recht gut!" — sagte Haydn freundlich nickend. — „Aber nicht Alles, wodurch irgend ein Sinn ausgedrückt wird, ist schön!"

„Gewiß nicht!" — fuhr Ludwig fort — „sondern eben nur dasjenige, welches eine Idee zur Anschauung bringt, die in der sinnlichen Ge-

stalt den vollkommen entsprechenden Ausdruck findet."

„Einverstanden!"

„Ich will mich durch ein Beispiel noch deutlicher zu machen suchen: Eine der herrlichsten Statuen des Alterthums ist der Apoll von Belvedere, der Gott der vollkommensten männlichen Schönheit; aber die Schönheit dieses Meisterwerkes liegt ja nicht nur in der wunderbar herrlichen Bildung der Formen, sondern darin: daß die Idee des in ewiger Jugend blühenden Göttlichen hier ihren reinsten Ausdruck findet."

„Vortrefflich, junger Mann, vortrefflich!" — rief Haydn, indem er Ludwig van Beethoven abermals freudig und mit Wärme die Hand schüttelte. — „Mir ganz aus der Seele gesprochen. Wir besitzen aus den Zeiten des Mittelalters Madonnenbilder von unnennbarer Schönheit. Aber der Hauptzauber liegt auch hier nicht in den Zügen und Formen, in dem Ausdruck der höchsten weiblichen Schönheit, sondern darin: daß in diesen Bildern die Idee der kindlichsten Reinheit und zugleich der reinsten, innigsten Mütterlichkeit und Frömmigkeit verkörpert ist. So muß bei jedem Kunstwerk — also natürlich auch bei jeder bedeutenderen Tonschöpfung — die Idee das Beseelende, Geistige sein; die sinnliche Erscheinung aber — gebe sie sich nun durch Farbe,

Stein oder Ton kund – muß dazu dienen, die Idee so viel als möglich in höchster sinnlicher Klarheit und Individualität erscheinen zu lassen. Und wissen Sie, mein lieber junger Freund, was die Hauptsache bei dieser, in jeder Menschenbrust ruhenden Schönheitsidee ist?"

Beethoven lächelte: – „Ich glaube fast, daß Platon mich gelehrt hat, was Sie meinen!" — sagte er dann.

„Nun?"

„Sie muß den Menschen nicht nur zum Bewußtsein kommen und in Kunstwerken ihren Ausdruck finden, sondern in dem Leben der Menschen selbst."

„Kommen Sie in meine Arme!" – rief hier Haydn und Thränen der Freude glänzten in seinen Augen — „wer so denkt, wie Sie, ist eine edle und reine Natur! Gott erhalte Sie auf diesem Wege!"

Und er drückte Beethoven so warm und innig und mit so ungekünstelter Freude an sein Herz, wie ein Vater den Sohn, von dem er eben eine edle That erfahren.

Es war eine ernste, schöne Minute — ein großer Augenblick, dessen Bedeutung sich tief in des jungen Mannes Seele senkte.

Als sie sich wieder gegenüberstanden, sagte Haydn mit dem ihm so ganz eigenen milden Ernste, dem un=

verkennbaren Spiegel seiner kindlich frommen Seele, — „den Denker, den Wissensdurstigen, beseelt die Idee der Wahrheit. Wahrheit ist ihm also das Schönste, das Höchste .... die absolute Wahrheit, der Begriff Gottes. Dem moralischen Menschen ist sittliche Güte die Krone der Schönheit. Er lebt in der Ueberzeugung, daß ein unsittliches Leben gegen sich selbst wüthe. Sein Gottesbegriff stützt sich also auf das, was ihm das Schönste ist: auf die reinste Sittlichkeit. Aber beide haben nur einseitig Recht, denn in Gott fallen alle Ideale zusammen, wie die Sonnenstrahlen im Brennglase — — wir Menschenkinder aber sollen ein Spiegel des Ideales aller Ideale sein! Halten Sie dies fest, mein junger edler, Freund, — halten Sie dies für Ihr ganzes Leben fest; denn nur der Mensch, der die Kunst mit reiner, kindlich-frommer Seele erfaßt und sein ganzes Leben, sein Hoffen, Wünschen und Lieben ihr, der Göttlichen, mit voller Begeisterung zuwendet, ... nur der wird, unter Gottes Schutz und Segen, den Strahlenkranz ewigen Ruhmes um sein Haupt winden; — nur dessen Schöpfungen wird die Welt nicht allein anstaunen, sondern auch, als menschenbeglückende Wohlthat, segnen!"

Sie waren hier Poppelsdorf nahe gekommen und da Haydn sich nicht nur bei dem Churfürsten verabschieden, sondern auch über den jungen Beet-

hoven dem Fürsten noch berichten wollte, so trennte er sich hier von dem jungen Manne.

Ludwig aber war es wunderbar selig zu Muthe und da er fühlte, daß seine Stimmung eine zu hohe und heilige für die Welt sei, begrub er sich mit ihr in die Einsamkeit der Natur. Niemand sah ihn mehr an diesem und dem folgenden Tage.

Rothe Wangen.

Der Churfürst ging — die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf etwas nach vorwärts gesenkt — in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Aber seine hohe edle Stirne war heute nicht so wolkenlos, als sie dies gewöhnlich zu sein pflegte; ein leiser Unmuth beschattete sie augenscheinlich.

Daß dies übrigens nur eine vorübergehende Verstimmung sei, und kein tieferes Sorgen oder Zürnen, entging dem geübten Blicke des Grafen von Waldenfels, der seinen Herrn und Gönner durch und durch kannte, durchaus nicht. Er wartete daher auch — in einer Fensternische stehend, den Rücken leicht gegen die Brüstung gelehnt — den Zeitpunkt ruhig ab, in welchem seine Churfürstlichen Gnaden geruhen würden, die Ursache höchst Ihrer Verstimmung vor ihm zu offenbaren.

In der That dauerte dies denn auch nicht lange und Maximilian Franz blieb mit gerunzelter Stirne vor ihm stehen und sagte:

„Es gibt doch nichts Widerwärtigeres, als die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Gegen die großen kann man sich mit der ganzen Energie seines Charakters stämmen und dann siegen oder untergehen; aber diese ewigen jämmerlichen Tracasserien ermüden den besten Mann und eckeln ihn an."

„Es wundert mich, dies von Eurer Churfürstlichen Durchlaucht zu vernehmen!" — entgegnete Waldenfels.

„Warum?" — frug der Churfürst, und seine Augenbraunen zogen sich noch mehr zusammen.

„Nun!" — versetzte der Graf — „weil man an einem Manne von so viel Geist gewöhnt ist, daß er lächelnd über die Unbedeutendheiten des Lebens hinwegschreitet, wie ein Riese über die Häupter der Pygmäen."

Der Churfürst zuckte die Achseln und schritt wieder auf und ab:

„Lieber Waldenfels" — sagte er dann — „der Churfürst ist ein Mensch, wie jeder andere Mensch auch: folglich hat auch er seine schwachen Stunden, und zu diesen rechne ich allerdings diejenigen, in welchen ich mich über Kleinigkeiten ärgere."

„Und was gab Churfürstlichen Gnaden heute Veranlassung dazu?"

„Die unaussprechlich widerwärtige Zudringlichkeit des Kammerherrn von Wöls."

„Wöls?“ — wiederholte erstaunt der Graf — „ich dachte, den hätte uns Lux auf immer vertrieben?“

„So hoffte ich auch!“ — versetzte Maximilian Franz — „und nur deßhalb ließ ich Lux so durchschlüpfen; denn er hätte eine ernste Strafe für den kecken Mißbrauch verdient, den er mit unserem Zeughaus und seinen historischen Rüstungen trieb.“

„Aber was ist mit Wöls?“

„Nun, Sie wissen ja, daß die Stelle eines Intendanten der Hofcapelle erledigt ist . . .“

„Und da hat sich . . .?“

„Wöls gemeldet.“

Graf Waldenfels sah hier den Churfürsten mit schweigendem Staunen an.

„Nicht wahr, das ist viel!“ — sagte dieser, sich an des Grafen Ueberraschung weidend. — „Es sind noch keine drei Wochen, daß er sich mit dem Duelle lächerlich gemacht, und nun ist dieser alberne Mensch, aller Ehre spottend, schon wieder hier und macht — gestützt auf seine vielvermögende altadelige Familie — Ansprüche auf ein Hofamt.“

„Und zwar auf ein Amt“ — sagte Waldenfels ganz entrüstet — „von dem er auch nicht das Geringste versteht.“

„Er behauptet das Gegentheil.“

„Kein Wort davon wahr.“

„Er sei, wenn auch Diletant, doch in der That ein Professori di Violino!“

„Hat er das Eurer Churfürstlichen Gnaden gesagt?“

„Vor einer Stunde.“

„Es ist unerhört.“

„Wissen Sie, lieber Waldenfels“ — sagte jetzt Maximilian Franz und blieb abermals vor dem Grafen stehen — „ich würde auf diesen geckenhaften Menschen gar keinen Werth legen und ihn geradezu vom Hofe weisen, wie ich dies schon bei so manchen ähnlichen Laffen gethan, wenn ich nicht Rücksicht auf seine Familie zu nehmen hätte. Bin ich es doch dem Lande schuldig, nur Männer von Ehre und Verdienst um mich zu sammeln! .... Aber über was denken Sie nach?“

„Heute Abend ist Kammer-Concert?“

„Ja!“

„Darf ich einen Vorschlag machen?“

„Ich bitte darum.“

„Lassen Sie Wöls heute Abend eine Probe mit der Intendantur machen.“

„Damit er sich blamirt?“

„Allerdings!“

„Und dann?“

„Wenn er sich abermals recht lächerlich gemacht hat, und noch dazu in einer — wenn auch nur pro-

visorisch übernommenen — Hofcharge, so bleibt ja Churfürstlichen Gnaden gar nichts anderes übrig, als ihm den Laufpaß zu geben, wogegen alsdann seine Familie auch kein Wort sagen kann und wird."

Der Churfürst ging neuerdings eine zeitlang schweigend in dem Zimmer auf und ab; endlich sagte er:

„Es mag sein — und ich glaube selbst an den Erfolg."

„Ich kann also die Sache übernehmen?" — frug Waldenfels.

„Thun Sie es!" — entgegnete der Fürst. — „Aber das ist noch nicht Alles, worüber ich mich geärgert."

„Und was wäre sonst vorhanden?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem verfluchten Lux machen soll. Seine tollen Streiche bringen ganz Bonn aus den Fugen."

„Und was hat er wieder gethan?" — frug der Graf lächelnd. — „Ich war seit Haydn's Abreise, also seit acht Tagen, in Cöln, weiß demnach nicht, was vorgefallen ist."

„Nun!" — meinte der Churfürst — „Großes ist es gerade nichts. Er macht nur alles lächerlich und bindet sich dabei nicht einmal an Gesetz und Ordnung."

„Auch auf der Bühne?"

„Das ist es ja gerade. Ich habe aus gutem

Grunde den Schauspielern und Sängern ein für allemal alles Extemporiren auf der Bühne verboten. Meinen Sie, Lux könne es lassen? Gott behüte, wo er einen beißenden Witz anbringen kann, da läßt er ihn los, er mag treffen wen und was er will."

„Und zart sind diese Witze meistens auch nicht!" — meinte Waldenfels.

„Nun bekam er, als Sie weg waren" — fuhr der Churfürst fort — „für einen extemporirten Witz auf den Intendanten drei Tage Arrest."

„Ganz recht."

„Als er nun den vierten Tag wieder in der Posse „Jackolo", auf der Bühne steht, als das Pferd in dem zweiten Acte vorgeführt wird, und dieses nun unseligerweise stallt — stellt er sich mit seiner unübertrefflichen Komik, beide Arme in die Seite gestemmt, die krummen Beine ausgespreitzt, vor dasselbe und ruft, die tollste Fratze von der Welt schneidend, ganz laut: Weißt du denn nicht, daß das Extemporiren verboten ist? — Sie können sich nun das grenzenlose Gelächter denken, welches hierauf erfolgte."

Wirklich mußte der Graf hier selbst lachen, und als ihn der Churfürst ansah, dieser auch.

„Die Sache ist nun freilich, an und für sich, ganz harmlos!" — sagte der Letztere dann — „aber Gesetze darf man nicht verhöhnen lassen, und so sitzt er nun wieder."

„Er ist indeß immer dabei ein ebenso guter Mensch, als Komiker!" — fügte Waldenfels begütigend hinzu.

„Aber er trinkt!"

„Betrunken sieht man ihn selten!" — meinte der Graf.

„Jetzt noch!" — fiel der Churfürst ein, der sehr viel auf Sittlichkeit und Mäßigkeit an seinem Hofe und dessen Umgebung hielt. — „Aber wie lange wird es dauern, und aus der Gewohnheit, übermäßig zu trinken, ist die Gewohnheit, sich zu betrinken, geworden."

„Ich glaube doch nicht, daß dies bei Lux der Fall sein wird!" — sagte hier Waldenfels.

„Und warum?"

„Weil er dagegen ankämpft."

„Lux? ankämpfen?"

„Halten zu Gnaden, Churfürstliche Durchlaucht: wenn sich Lux betrunken hat — das weiß ich gewiß — straft er sich jederzeit selbst. Er bleibt dann mehrere Tage zu Hause, ißt ärmliche Kost und trinkt Wasser. Dabei geht er alsdann nur zur Probe und zum Spielen auf der Bühne aus und spricht mit Niemanden!" *)

„Nun! wir wollen sehen!" — meinte der Churfürst. — „Aber lassen Sie ihm doch bedeuten, daß er

---

*) Maria Belli, geb. Gontard: „Leben in Frankfurt a. M." 10. Band. S. 97.

vorsichtiger und solider werden müsse, wenn er am Churfürstlichen Hofe bleiben wolle."

Das Gespräch nahm nun, da verschiedene Räthe eingetroffen waren und auf des Fürsten Wink jetzt in das Arbeitszimmer des Regenten traten, eine andere Wendung. Ernstere und wichtigere Dinge beschäftigten Maximilian Franz; aber wie es so an manchen Tagen zu gehen pflegt: auch sie waren heute unangenehmer Natur, so daß die trüben Wolken auf der Stirne des Churfürsten sich eher noch mehrten, als verschwanden. Und so ging es fort bis zu dem Abend.

Der Concertsaal und die anstoßenden Gemächer waren bereits längst erleuchtet und mit Menschen gefüllt. — Der Churfürst ging in sich gekehrt und verstimmt mit Herrn von Forstmeister auf und ab; — die ganze Capelle war seit einer halben Stunde in ihrem Versammlungszimmer bei einander... nur Ludwig van Beethoven fehlte noch.

Der heute provisorisch fungirende neue Intendant der Churfürstlichen Hofcapelle, Kammerherr von Wöls, hatte schon dreimal nach ihm hingeschickt; aber der Diener war sowohl von seinem elterlichen, als vom Breuning'schen Hause mit der Nachricht zurückgekommen: der junge Musiker sei nicht zu treffen. Und doch hatte sich Maximilian Franz gerade heute darauf capricirt, Ludwig van Beethoven im Concerte zu hören.

„Kammerherr von Wöls!“ — befahl jetzt der Churfürst einem nahestehenden Diener. Dieser verneigte sich tief und eilte sofort zu dem Genannten, ihn zu dem Herrn zu bescheiden.

Der Intendant in spe eilte mit geflügelten Schritten herbei; erstarrte aber fast vor Schrecken, als er des, sonst so leutseligen, Fürsten finstere Miene erblickte.

„Sie fangen Ihr Probeamt sehr schlecht an!“ — sagte in höchst ungnädigem Tone der Churfürst. — „Woran hängt es denn, daß die Capelle noch immer nicht eintritt?“

„Vergebung, Serenissimus!“ — stotterte Wöls in Verlegenheit, und sein langes nichtssagendes Gesicht wurde augenscheinlich noch länger, — „es fehlt nur noch an dem jungen Beethoven. Wenn Churfürstliche Gnaden nicht besonders befohlen hätten . . .“

„Nein, nein, nein!“ — rief Maximilian Franz rasch und seine Stirne ward noch finsterer als zuvor — „ich will nun einmal Beethoven heute Abend hören. Aber warum ist er nicht da. Schicken Sie augenblicklich nach ihm.“

„Ist schon dreimal geschehen!“ — entgegnete, sich tief verbeugend, der Kammerherr.

„Das ist gegen den Dienst!“ — sagte der Churfürst scharf. — „Wir werden morgen davon reden.“

Und er ließ den Intendanten in spe mit offenem Munde und dem Ausdrucke der völligsten Rathlosigkeit

stehen und ging mit Herrn von Forstmeister weiter.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre zu dem Versammlungszimmer der Capelle rasch aufgerissen und Ludwig van Beethoven stürmte erhitzt herein.

„Aber um Gottes Willen!" — riefen ihm Ries und die beiden Romberg's fast einstimmig zu — „was für ein Ausbleiben!"

„Der Churfürst ist höchst ungehalten."

„Man hat dreimal nach Dir geschickt."

„Sie sind doch sonst pünktlich im Dienst."

„Aber warum hat man denn nicht ohne mich angefangen? Ich war ausgegangen, um in der Einsamkeit über eine neue Composition zu brüten, ... ich fand herrliche Gedanken ... und da vergaß ich mich."

„Warum man nicht angefangen hat?" — sagte jetzt Ries — „weil Serenissimus ein Concert von Ihnen hören will. Sie wissen ja wohl schon, daß Kammerherr von Wöls als Hofcapell-Intendant in Vorschlag gebracht ist und heute zur Probe figurirt."

„Wer?" — rief hier Ludwig mit der Miene eines Menschen, der nicht gut hört.

„Kammerherr von Wöls!" — wiederholte Director Ries trocken.

„Mein Wölschen?" — lachte Beethoven spöttisch. — „Es ist nicht möglich, ein solcher Tropf ...!"

„Er soll aber, wie er den Churfürsten selbst versichert hat, obgleich Dilettant, die Musik aus dem Fundament verstehen . . . ein Provessore di Violino sein."

„Das kann ich freilich nicht bestreiten!" — versetzte der junge Beethoven — „aber dann ist er sicher auch nur darin Professor."

Die Meldung, daß Beethoven da sei, war unterdessen an den Probe-Intendanten und durch diesen an den Churfürsten gelangt.

„Anfangen!" — war die Antwort; und die Capelle trat ein, Serenissimus und die Anwesenden nahmen Platz.

Dem jungen Beethoven war es unterdessen gar nicht wohl zu Muthe. Er hielt sonst — so nachlässig er in dem ihm widerwärtigen Stundengeben sein konnte — mit großer Pflichttreue auf den Dienst und Niemand konnte ihm hier Nachlässigkeit vorwerfen. Desto unangenehmer war es ihm, daß er sich gerade heute verspätet hatte, wo diese Verspätung so gewaltig auffiel, und den mißverstimmten Fürsten, wie er hörte, noch mehr gereizt hatte. Dazu kam aber noch etwas anderes. In der Eile hatte er vergessen zu Hause ein Concert oder eine Sonate zu sich zu stecken — wie er dies sonst immer that — um auf den Befehl des Solospieles gerüstet zu sein.

Die Sache war unendlich fatal und Ludwig

sann sich während des ersten Ensemblestückes fast die Gedanken aus dem Gehirne, auf welche Weise er sich aus der Patsche zu ziehen vermöge.

Endlich nach vielem Ueberlegen fiel er auf eine List, die aber in der That sehr verwegen war.

„Du mußt mir aus der Noth helfen, flüsterte er während des Spieles Bernhard Romberg zu. — „Wenn ich etwa noch eine Sonate spielen soll, so accompagnire mir die, aus G, aus dem Kopfe; wir haben sie ja schon öfter zusammen gespielt. Fehlt auch hie und da eine Note, so laß das gut sein. Hier ist nun einmal nichts anderes zu thun."

„Meinetwegen!" — flüsterte Romberg in keckem Jugendmuthe hinüber. — „Für's Steckenbleiben wollen wir schon sorgen."

Ludwig athmete hoch auf. Das Ensemble schwieg, und — richtig . . . nach einigen Minuten kam der Befehl an den jungen Beethoven: sich solo hören zu lassen.

Jetzt galt es Geistesgegenwart. So sehr ihm auch das Herz klopfte, ging Beethoven mit der unbefangendsten Miene von der Welt zu dem Tische, auf welchem die Musikalien lagen. Hier erwischte er mit einem raschen Griffe zwei ganz beliebige Stimmen, wovon er die eine vor sich, die andere vor Romberg legte, und dann anscheinend ganz ruhig Platz nahm.

Was lag ihm und Romberg daran, ob diese

Stimmen auch einer Simphonie aus E dur angehörten; sie fingen beide ganz getrost ihre Sonate aus G an. Allein kaum hatten sie zehn oder zwölf Tacte gespielt, so bemerkte Ludwig, daß der Intendant in spe, Herr Kammerherr von Wöls, von seinem Platze aufstand, im Vorbeigehen einem fremden italienischen Cavaliere zu folgen winkte, und nun beide hinter ihn traten.

Man kann sich die tödtliche Verlegenheit denken, die den jungen Beethoven erfaßte, als er nun die Beiden hinter sich wußte. War einer von ihnen auch nur im entferntesten Musikverständiger, so war seine kecke List entdeckt, und einen solchen Streich — das wußte Ludwig — würde der Churfürst um so weniger je vergeben haben, als ihn heute das späte Eintreffen Beethovens schon verdrossen.

Zum Ueberfluß des Schreckens nahm Wöls nun auch noch ein Augenglas aus der Tasche und schaute dem jungen Künstler über die Achseln in die Noten.

„Das wird sauber werden!" — flüsterte er, immer weiter spielend, Romberg zu.

„Nach Endigung des ersten Satzes" — entgegnete dieser ebenso — „gestehe dem Kammerherrn die Wahrheit und bitte ihn, er möge dem Churfürsten nichts verrathen; . . . sonst sind wir Beide verloren."

„Verdammte Geschichte!" — meinte Beethoven,

dessen Stolz sich gegen ein solches Verfahren gewaltig empörte.

Aber sonderbar . . . obgleich er eine Sonate aus G spielte und trotzdem eine Simphonie aus E dur vor sich aufgelegt hatte, blieb der Intendant in spe nebst seinem Nebenmanne ganz stumm. . . . Ungeachtet der edle Herr von Wöls die Noten durch sein Augenglas mit der ernstesten Miene von der Welt anstarrte, bemerkte er nicht, daß etwas ganz anderes, als diese Noten gespielt wurde.

Da durchzuckte den jungen Beethoven ein Strahl der Freude . . . es stand fest, daß Wöls nicht nur kein Professor der Violine, sondern auch hierin ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note kannte.

Trotzdem that der Kammerherr fortwährend, als sei er von Beethovens Spiel entzückt, — als sehe und höre er jede Stelle schon voraus.

„Bravo! bravo!" — rief er jetzt halblaut mit Kennermiene, und dem Italiener neben sich mit der Hand ein Zeichen gebend, sagte er:

„Aufgepaßt, Freundchen, adesso viene un passagio!" (jetzt kommt eine Passage).

Und der junge Beethoven, der jetzt seine ganze Fassung wiedergefunden hatte, war Schalk genug, so oft Jener sein: Adesso viene un passagio! flüsterte, einen Lauf, einen Schnörkel, oder irgend eine Variation aus dem Stegreife anzubringen. Da er sich nun

aber auch außer aller Gefahr sah, so wuchs seine heitere Laune dermaßen, daß er die Sonate mit einer so ungemeinen Präcision und auf eine so geniale Weise vortrug, daß Jedermann entzückt war. Nur der Churfürst blieb heute finster und kalt; ja als der Intendant in spe, der edle Kammerherr von Wöls, zu ihm herangetänzelt kam und ihm unter den devotesten Verbeugungen zu der Acquisition, die er in diesem jungen Manne — der doch nur noch ein Anfänger sei — seiner Zeit gemacht habe, Glück wünschte, verfinsterten sich die Züge des Fürsten nur noch mehr.

Trotzdem konnte er gar nicht fertig werden, Serenissimus von seinem Beethovenchen vorzuplaudern, bis der Churfürst — über den seichten Schwätzer auf's Aeußerste gebracht — ihm geradezu den Rücken wandte.

Während dessen war Graf Waldenfels zu Beethoven getreten:

„Sie haben heute mit einer überraschenden Fertigkeit gespielt! — sagte er — „aber mit Romberg bin ich nicht zufrieden, dem muß ich den Text lesen; denn er hat schlecht accompagnirt.“

„Das thun Sie ja nicht, Herr Graf!“ — entgegnete Beethoven — „denn er hat den Baß auswendig gespielt.“

„Wie das?“ — frug Waldenfels erstaunt — „er hatte ja doch die Baßstimme vor sich liegen.“

„Ja, aber nur zum Schein!“ — sagte Beethoven

lächelnd. Und er erzählte nun, da seine Ehrlichkeit es nicht anders zuließ, dem Grafen die ganze Geschichte.

Waldenfels konnte sein Staunen nicht verbergen und rief ein über das anderemal: „Sehr verwegen, das muß ich sagen! — sehr verwegen!“ Als Ludwig aber auf den Intendanten in spe, dessen Windbeutelei und Adesso viene un passagio kam, mußte Waldenfels so von ganzem Herzen lachen, daß der Churfürst aufmerksam darauf wurde und ihn zu sich winkte.

„Nur um Gottes Willen nichts verrathen!“ — flüsterte Beethoven dem Grafen noch hastig zu; da er aber Waldenfels als seinen aufrichtigen Gönner kannte, beruhigte er sich und ging, da die Capelle jetzt entlassen wurde, vergnügt mit Romberg Arm in Arm nach Hause.

Dennoch erschrack Ludwig van Beethoven nicht wenig, als des anderen Tages gegen vier Uhr Nachmittags ein Hof-Lakai bei ihm erschien und ihn zum Churfürsten befahl, der gerade zu Tafel saß. Es ahnte ihm nichts Gutes; denn er erfuhr schon von dem Bedienten, daß der Herr sehr ernst sei und man von ihm gesprochen habe.

Ludwig ging; aber mit jedem Schritte wurde ihm das Herz schwerer; . . . . wenn der Churfürst die Sache erfahren, ... wenn er ihn, der seit Haydn's Verwendung, mit Sicherheit auf Maximilian Franzens besonderen Schutz gerechnet, seines

Dienstes bei der Hofcapelle enthob und damit der Aussicht verlustig machte, die ihm Waldenfels im Geheimen eröffnet, — der Aussicht: durch Churfürstliche Freigebigkeit in den Stand gesetzt zu sein, sich in Wien contrapunktistisch auszubilden? Wenn er selbst auch nur annahm, daß ihm der Churfürst in Gegenwart der Tafelgäste und der Bedienten einen Verweis ertheilen würde, so schnitt es ihm, wie ein zweischneidiges Schwert in das Herz. Er dachte an seine Mutter, die in dem ersten Falle ihre letzte Stütze verloren haben würde . . . an Frau von Breuning . . . an Fräulein d'Honrath . . . . und das Blut schoß ihm zu Kopfe und sein Stolz und sein Ehrgeiz bäumten sich hoch auf.

In der That blieb er mehr als einmal stehen, unentschlossen, ob er nicht lieber wegbleiben und das Aeußerste erwarten solle. Da er aber Waldenfels an des Fürsten Seite wußte und dieser immer sein guter Genius gewesen, überwand er sich . . . . und ging doch. Als er aber gemeldet war, der Lakai die Thüre öffnete und er, unter dieselbe tretend, den Churfürsten, die Tafel und die schadenfroh lächelnden Gesichter der Diener sah, blieb er betroffen und erbleichend stehen.

Der Churfürst sah ihn streng an:

„Er muß sich sehr schuldig fühlen, Beethoven!" — sagte Maximilian Franz jetzt mit finsterer

Miene — „denn Er ist ja so bleich, wie eine Leiche. Aber ich werde Ihm die Wangen bald röther färben! .... Wer sollte denken, daß der da, dem ich mich immer so wohlwollend gezeigt, gestern so effrontirt sein würde, aus einer Symphoniestimme in E la fa eine Sonate aus dem G zu spielen, und unsern neuen Intendanten der Hofcapelle in spe, Herrn Kammerherrn von Wöls zum Narren zu halten."

„Churfürstliche Gnaden!" — stotterte hier Herr von Wöls, der hinter dem Stuhle des Fürsten stand, in größter Verwirrung.

„Zum Narren zu halten!" — wiederholte der Churfürst laut und scharf. — „Denn da Sie, trotz Ihrer Bewerbung um die Intendantur, auch nicht eine Note kennen, so haben Sie diese Effronterie nicht einmal bemerkt, und ebensowenig, daß der Beethoven da, Ihnen jedesmal, wenn Sie Ihr „Adesso viene un passagio!" flüsterten, eine Nase drehte, und aus dem Stegreif einen Lauf oder einen Schnörkel einlegte."

„Aber .... Serenissimus ....!" — stammelte Wöls wie vernichtet.

„Serenissimus" — hub der Churfürst wieder an — „Serenissimus ist es jetzt überdrüssig, sich und seinen Hof durch den Herrn Kammerherrn von Wöls blamiren zu lassen. Ich habe gehört, Sie besäßen

sehr schöne Güter in Franken, die aber durch Ihre übergroße Anhänglichkeit an unseren Hof in der Verwaltung sehr vernachlässigt würden. Folgen Sie meinem Rath, lieber Wöls und reisen Sie noch diese Woche dahin ab; wenn Sie denselben einige Jahre Ihre Aufmerksamkeit widmen, kommen sie gewiß wieder auf den alten Stand und Sie werden mir dankbar sein."

Jetzt war Herr von Wöls so bleich, wie vorhin Beethoven; da ihm aber das Wort auf der Zunge erstarb, empfahl er sich nur durch eine stumme Verbeugung und wankte auf's Tiefste niedergeschlagen und bestürzt der Thüre zu.

„Nun, und Er?" — fuhr Maximilian Franz zu Beethoven gewandt, jetzt in milderem Tone fort, und Ludwig schien es sogar, als ob die Wolken von der Stirne des Fürsten wichen. — „Gesteht Er seine Effronterie ein?"

„Churfürstliche Gnaden!" — entgegnete der junge Künstler, der indeß sein volles Selbstbewußtsein wiedergefunden hatte, in ruhigem Tone und ruhiger Haltung. — „ich habe allerdings in gewisser Beziehung gefehlt; aber wie wenig böse meine Absicht dabei war, mögen Sie daraus entnehmen, daß ich dem Herrn Grafen von Waldenfels die ganze Sache offen und ehrlich mittheilte."

„That er das?" — frug jetzt Maximilian

Franz den neben ihm sitzenden Minister mit einem Blick des Einverständnisses.

„Ja, Churfürstliche Gnaden!"

„Dem sei, wie ihm wolle!" — fuhr der Fürst ernst fort — „jedenfalls war es ein verwegener Streich. Weiß Er, was er dafür verdient hat?"

„O ja!" — sagte jetzt Beethoven fast mit Stolz, denn das Benehmen des sonst immer so milden Fürsten kränkte ihn.

„Und was?"

„Strafe!"

„Nun denn!" — fuhr jetzt der Churfürst fort, nahm einen Teller, auf welchem ein großes Krystall-Glas mit Tockayr stand, neben dem fünf oder sechs Bisquit lagen, und ihn Beethoven selbst hinreichend, sagte er: „Ich versprach Ihm seine blassen Wangen röther zu färben. Nehm Er dies, junger Mann, setze Er sich da an den Nebentisch, — aber so, daß ich Ihn sehen kann — und versuche Er, ob das nicht so kommen wird."

Beethoven fiel es wie Bergeslast von dem Herzen:

„Durchlaucht!..." — rief er; aber Maximilian Franz sagte lächelnd: — „Disciplin!"

Ludwig that nun, wie ihm befohlen, als er aber das dritte Bisquit aufhob, lagen 10 Ducaten darunter.

Er wollte sich, freudig erstaunt, erheben; aber der Fürst winkte abwehrend und rief lachend:

„Das ist dafür, daß man sich gestern so gut aus der Affaire gezogen und so vortrefflich gespielt hat."

Und mit diesen Worten erhob sich der Churfürst, die Gäste folgten und die Tafel war aufgehoben.

Ludwig aber eilte entzückt nach dem Breuning'schen Hause und jetzt glühten seine Wangen wirklich wie Rosen.

Ein Gelübde.

Haydn hatte seit längerer Zeit Bonn wieder verlassen; aber die Erinnerung an sein Zusammentreffen mit diesem großen Manne verließ Ludwig van Beethoven nicht so schnell. Es war ihm, als ob der Genius der Tonkunst in jener Minute, da ihn der Meister umarmt, den Kuß der Weihe auf seine Stirne gedrückt. Er fühlte sich gleichsam von jenem Augenblicke an geheiligt im Dienste der Kunst, und sein Vorsatz: ein würdiger Priester derselben zu werden, stand fester denn je. Ein neuer Eifer erfaßte ihn und führte ihn einer immer kühneren Entwicklung entgegen; auch ward er von jener Zeit an merklich ernster und tiefer, sowohl in seinen künstlerischen Strebungen, als in seinem Wesen.

Frau von Breuning gewahrte dies mit Freude: denn sie folgte ja der Entfaltung dieses jungen Genius, dieses ächt deutschen Charakters mit einer wahrhaft mütterlichen Sorge und Liebe, und der junge Beethoven war in der That ein wahres Spiegelbild des deutschen Nationalcharakters.

Man hat von jeher die deutschen Idealisten, Gedankenmenschen genannt — und wahrlich nicht mit Unrecht. Aber mag dies auch immerhin sein, gerade in dieser Eigenthümlichkeit liegt zugleich die Schwäche der Deutschen und ihre Stärke! Wenn uns auch immer etwas von der gleichmüthigen Ruhe und der zähen Thatkraft des Engländers und des Amerikaners, sowie von der leichten und anmuthigen Lebensanschauung des Franzosen zu wünschen wäre, so verhindert doch das deutsche Gedankenthum sowohl das einseitige Verfallen in den Materialismus des englischen Stammes, als auch das Ueberschweifen in jene seichte Eleganz des französischen, welche zuletzt nur Lebenstünche und Frivolität wird.

Ein tiefes „Gedankenthum" war aber so recht eigentlich das Grundwesen Beethovens, und gerade das, was ihn schon in seinen Jünglingsjahren vor jeder Art Leichtsinn und Oberflächlichkeit rettete; ja es versöhnte, selbst, wie wir wissen, den Tieferblickenden mit seiner oft ungefügigen Art und seinen manchmal allzuderben Manieren.

Die lichtesten Farben im deutschen Nationalcharakter sind ferner; Geist und Gemüth; — sie, die bei dem Deutschen allen Lebensinteressen gerecht zu werden suchen. Darum ist der deutsche Kosmopolit, dem es ernst ist, das ganze Weltall als gemeinsame Stätte für eine einzige große Familie anzuschauen. Tadle

man nicht mit Herder diese Allerweltheit, diesen Kosmopolitismus; man würde dem eigenen Volke Unrecht thun; denn diese Eigenthümlichkeit, welche macht, daß wir uns zuerst an das Ganze anschließen, schließt ja für uns das Besondere, die Heimathsliebe, den Patriotismus, nicht aus, sondern ein.

War dies bei Ludwig van Beethoven nicht ganz derselbe Fall?

Die Weltliebe ist das Allgemeine, die Heimathsliebe das Besondere. Beiden wird nur der Deutsche durch die innige Verschmelzung von Geist und Gemüth ganz nachkommen. Dieselbe Anschauung des Deutschen findet sich aber auch in seiner Wissenschaft und Kunst wieder. Den Blick bis in das Kleinste vertiefend, schwingt er sich doch bald auf den Adlerfittigen seines Geistes zu dem großen Ganzen empor. Aus den tiefsten Schachten des Erkennbaren hat er Bausteine zu Tage gefördert, und seine kunstgeübte Hand fügte und fügt sie noch zu den großartigsten Bauten zusammen, die je die Weltgeschichte sah. Stolz wie seine Münster sind auch seine wissenschaftlichen Bauten seine Meisterwerke der Kunst!

Noch freilich war dies jetzt bei dem jungen van Beethoven nicht der Fall; aber es bereitete sich doch schon vor; — Haydn hatte dies erkannt und auch dem scharfen Blicke seiner mütterlichen Freundin entging es nicht: jetzt stehen seine großartigen, seine

gigantischen Schöpfungen vor den Augen und Ohren der Welt, ... sie mag selbst urtheilen!

Der Deutsche ist der Mann von Ja und Nein, dem aber in seiner einsamen Zelle nichts von dem entgeht, was seine Mitvölker Schönes, Großes und Edles zu Tage fördern. Darum ist auch seine Literatur der Sammelplatz aller Literaturen des Auslandes. Alles sucht er in seine Sprache zu übertragen, und es genügt fast, diese zu verstehen, um das Schöne aller Völker in seiner eigenen Sprache zu lesen.

Auch der junge Beethoven war damals schon ein Mann von deutscher Geradheit, Biederkeit und Einfachheit, der aber dabei anspruchslos in stiller Zelle neben seiner Kunst mit leidenschaftlicher Liebhaberei dem Studium der Classiker alter und neuer Zeit nachhing und in seinem Geiste ein vielseitiges Wissen aufzuspeichern suchte*). Ihm war die Sprache der Kunst — der ewigen Poesie — die eigentliche und allgemeine Sprache des Menschenherzens. Daher sprachen auch alle Völker, namentlich das griechische Volk, zu ihm und er verstand sie. Aber eben deßhalb war schon damals und blieb seine Weltanschauung auch lediglich die eines Künstlers: er lebte und webte, er dachte und dichtete in Tönen, Alles ward Musik in ihm. Sein äußeres Auge erblindete so zu sagen oft, weil sein

---

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Thl. S. 14.

inneres zu scharf sah. Die Außenwelt verschwand über der Herrlichkeit und dem Reichthume der Inneren, die jene weit überstrahlten. Er lebte dann auch nur seinen musikalischen Gedanken: Form und Inhalt mußten harmonisch dastehen; künstlerische Behandlung des Gegenstandes, künstlerische Abrundung waren die nächsten Forderungen. Nur eines konnte Ludwig van Beethoven schon damals nicht leiden, — Eines war ihm in den Tod zuwider: die inhaltsleere Form. Sie war ihm entsetzlich im Leben, in der Welt, im Umgang mit anderen Menschen und noch weit entsetzlicher in der Kunst, Ludwig forderte, daß sie sich mit Gedanken und wissenschaftlich geläuterten Empfindungen fülle, wie sich, seiner Anschauung nach, diese in geläuterten Formen zu verkörpern hatten; und so ging sein redliches und eifriges Streben jetzt dahin: ein schönes Maß, ein schönes Gleichgewicht von Kunst und Wissen für das Leben zu erlangen. Ein geheimes aber oft überwältigendes Bewußtsein sagte ihm dabei: daß ihn auch nur die Kunst im Leben befriedigen werde, — daß nur in der schönen künstlerischen Einheit von Form und Inhalt für ihn Friede, Glück und Seligkeit ruhe.

Und doch! .... doch! .... schien es ihm jetzt manchmal, als ob sich auch wo anders noch Seligkeit für ihn finden lassen müsse. Dies neue Evangelium aber predigten die zwei wunderlieben Augen Jeannettens

Ludwig liebte dies Mädchen ja mit der vollen Gluth eines jugendlichen Herzens, obgleich er eigentlich gar nicht recht wußte, wie er zu dieser Liebe gekommen war. Aber wer kann sich und Andern denn enträthseln, wie Liebe geboren wird?

Es gibt einen geheimnißvollen Zug, der die Menschen an einander kettet, der bald die beugende Macht der Verehrung übt, bald die Poesie der Liebe und Freundschaft weckt, bald den Reiz der Geselligkeit verleiht. Es ist jene mächtige aber räthselhafte Zugkraft der Seele, die wir Sympathie nennen. Wir können sie nicht erklären, nicht beschreiben, nicht beweisen — wir können sie nur empfinden. Unwillkürlich fesselt oder trennt sie Diejenigen, die sich auf ihren Lebenswegen begegnen, und zwar wirkt sie um so mächtiger, je weniger noch der kalte, berechnende Verstand in unser Leben greift.

Wer aber, als das Auge, ist zumeist der Verräther dieser wunderbar „geheimnißvollen Sympathie oder Antipathie?

Was der Sonnenstrahl für die Landschaft, das ist der Blick des Auges für den Menschen. Er erschließt die Welt des Lebens und mißt die endlosen Grenzen des Raumes; enthüllt die Formen der Dinge und weckt die Gefühle des Inneren. Er führt einen unendlichen Reichthum in die Seele des Menschen ein und strahlt ihn wieder nach außen zurück. Er ist die Fackel, mit der

wir in das Innere des Herzens dringen, wenn auch die Lippe ſchweigt oder das Wort lügt. Er ſpiegelt die Schatten unedler Triebe und das Feuer verſteckter Leidenſchaft, den matten Schimmer der Hoffnung, den zuckenden Blitz raſchen Entſchluſſes, das klare Licht forſchenden Denkens. Er gebietet ſtumm und ernſt, ſtraft und mahnt, tröſtet und erheitert, ſegnet und flucht. Er ſpricht, wo das Gefühl keinen Ausdruck mehr findet und der Gedanke vergebens nach Worten ringt — — er jauchzt auf, wenn das Herz von den ſeligſten Gefühlen überfüllt iſt: ich liebe .... und .... ich werde wieder geliebt!

Zu einem ſolchen Aufjauchzen hatten die ſchönen blauen Augen Jeannettens den jungen Beethoven freilich noch nicht berechtigt. Aber oft war es ihm doch ſchon vorgekommen, als ob ſie ihm ſagten: ich bin dir unendlich gut. In dieſem Gedanken aber lag für den jungen urkräftigen Mann, mit dem noch ſo ganz einfachen, ſchlichten und kindlichen Gemüthe eine paradieſiſche Seligkeit; wenn nur nicht gerade unter den prachtvollen Blüthen der paradieſiſchſten Gegenden auch die giftigſten Schlangen lauerten! Hier waren dies das dämoniſche Geſchwiſterpaar: „Zweifel“ und „Eiferſucht“; denn ſchon bald nach jenem Feſte am Namenstage Ludwigs war dieſer, bewaffnet mit den Argusaugen der aufkeimenden Liebe, zu der Ueberzeugung gelangt: daß auch ſein Freund Chri=

stoph von Breuning und der ihm ohnehin widerliche junge Werbeoffizier, Hauptmann von Greth, Fräulein d'Honrath liebten. So war die Eifersucht in seinem Herzen geboren und der Zweifel, wer nun der Glückliche sein werde, dem ihre Liebe zufalle, zog sie groß.

Jeannette bemerkte dies in ihrer Unbefangenheit gar nicht. Sie war so heiter und vergnügt im Breuning'schen Hause wie ein Kind. Alle Welt trug sie ja hier auf den Händen, kam ihr so lieb und freundlich entgegen, überhäufte sie mit so viel Güte, daß sie die eigene Heimath leicht vergaß und die ihr entgegengebrachte Herzlichkeit nicht minder herzlich erwiederte. Das Leben lag ja noch wie ein heiterer Frühlingstag vor ihr. Als Kind reicher Eltern hatte sie von jeher alles, was sie wünschte, woher sollte da auch nur ein Schatten von Unbehaglichkeit und Sorge kommen? — Froh und unbefangen genoß sie mit ihren Freundinnen was der Tag an Freuden brachte, und freute sich, entschlummernd, schon wieder auf die Lust des kommenden Tages. Und doch war dies nicht Genußsucht, sondern nur der jugendlich-heitere Sinn einer glücklichen Seele, zumal ihre Freuden und Genüsse die einfachsten und natürlichsten von der Welt waren. Lachen und scherzen mußte sie vor allen Dingen können, auch lieben — und sie liebte Alle die um sie waren — ebenso die Natur, die Musik, ein gutes Buch. Da-

her brachte sie auch allen die gleiche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen. Daß aber ihre schönen blauen Augen heller noch und freudiger leuchteten, wenn sie mit dem jungen Beethoven sprach, wußte sie gar nicht; obgleich ihr dann das Blut sonderbar warm in das Herz schoß und sie ein ganz eigenes trauliches Gefühl überkam, das oft Stunden und Tage lang wonnig nachzitterte. Bei Christoph und Stephan Breuning war dies nicht der Fall; mit diesen neckte sie sich lieber, wie zu Hause mit ihren Brüdern und gegen den Hauptmann war sie freundlich und artig, weil es die Schicklichkeit erforderte und er und sie Besuche im Breuning'schen Hause waren.

Und doch war ein jeder freundliche Blick Jeannettens, dem Hauptmann gegenüber, ein Dolchstoß für Ludwig. Man sollte in der That die Eifersucht bei bildlichen Darstellungen immer mit einem Kranze von Tollkirschen (Atropa belladonna) schmücken; denn ihre Wirkungen und die jener Giftpflanze sind fast ein und dieselben: Hitze, Schwindel, Unvermögen klar zu sehen und zu denken, heftiges Fieber, Irreden und am Ende Raserei!

Ludwig hatte bis jetzt durchaus keine Berechtigung auf Jeannettens Liebe, es sei denn die eigene Neigung, die er im Herzen trug; und doch verwirrten Eifersucht und Zweifel so sehr seinen sonst so ruhigen Blick, daß er sich sogar durch die, nur auf Höflich-

keitsrücksichten beruhende, Freundlichkeit der Geliebten gegen Hrn. von Greth gekränkt und zurückgesetzt fühlte.

Aber — da wir doch einmal die Pflanzenwelt berührt haben — es gibt in ihr ein Kräutchen ganz eigener Art: der Gärtner nennt es Mimosa sensitiva, die empfindsame Mimose, der gewöhnliche Mann; Noli me tangere oder: Kräutchen „Rühr' mich nicht an."

Diese wunderbare Pflanze hat stachlige, borstige Stengel und gefiederte Blätter mit vielpaarigen, schmalen Blättchen. Sobald man die Blätter oder Zweige dieses Gewächses auch noch so leise berührt, legen sie sich zusammen und senken sich zu Boden.

Nun — der junge Ludwig van Beethoven war in der That ein solch' Kräutchen „Rühr' mich nicht an" in der Menschenwelt. Dies wußten Alle, die mit ihm umgingen und dies zeigte sich auch jetzt wieder. In seiner Eifersucht und seinem übertriebenen Zartgefühl durch Jeannettens Artigkeit gegen den Hauptmann unangenehm berührt, zog er sich zurück und schloß sich finster in sich selbst ab. Kein Gott hätte ihn jetzt zu Breuning's gebracht, und es vergingen Wochen, ohne daß er das ihm sonst so liebe Haus sah. Alles schien ihm jetzt schwarz, der Tag düster, die Welt ein Gefängniß, die Menschen verächtlich! Außer für seinen Dienst und sein Unterrichtgeben verließ er sein Zimmer nicht, oder nur spät

Abends, um in der Dunkelheit ein wenig Luft zu schöpfen; auch sprach er fast mit Niemand, nicht einmal mit den Freunden. Die Orgel war in dieser Stimmung, — ihrer idealen, hohen durchgreifenden Kraft und ihrer elementarischen Objectivität wegen, — sein Lieblingsinstrument. Oft, wenn er spät Abends bis in die Dunkelheit auf ihr spielte und dabei — den tretenden Gehülfen abgerechnet — allein in der Kirche saß, standen eine Menge Menschen vor derselben und lauschten.

Mit einer, dem dunkelen Schooße weltbewegender Kräfte entstiegenen, geisterhaften Gewalt brausten dann die Orgeltöne dahin, unbekümmert um die kleine Welt und ihr verächtliches Getriebe: ein Ideales, hereintretend in die gewöhnliche Realität, unbeirrt, mit majestätischer Hoheit durch sie hindurchschreitend; unbedingt über sie weggreifend mit der Gewalt des Höheren, des Ansichseienden, des Universalen!

Aber auch welche Größe und Erhabenheit in diesem Spiel, welche Fülle und Macht des Tonsturmes!

„Das ist der junge Beethoven!" — sagten dann wohl staunend die Leute vor der Kirche; aber sie wußten nicht — und hätten es auch nicht begriffen — daß hier ein warmes, liebendes, sehnsüchtiges Herz, das nur zu zart für die Welt gestimmt war, unter gewaltigen Schmerzen zusammengepreßt, aufschrie! .... daß aber zugleich ein reicher, gewaltiger

Geist — diese Schmerzen unwillig abschüttelnd, wie ein Mann die unwillkührlich hervorquillenden Thränen — sich durch den Schmerz über den Staub der Erde erhebe, zu dem wirklich Großartigen, Tiefen, Weltbewegenden.

Aber wie die Orgel den schwachen Organen der Stimme und der Einzelinstrumente eine festruhende, nervig aushaltende Basis der Klangstärke und Harmoniefülle unterlegt, welche der Gesammtbewegung Kraft aus der Tiefe und gediegene Haltung verleiht, ... so sog auch Ludwig van Beethoven aus diesem Aufschwung zum Höchsten in Kunst und Gedanken auf's Neue Kraft und Haltung.

Auch heute Abend hatte er lange auf der großen Orgel der Münsterkirche — der ehemalig ersten Kirche des Erzbisthums Cöln nach dem weltberühmten Dome — gespielt. Und wie nun die Tonwellen durch die riesigen Hallen immer gewaltiger und gewaltiger hinbrausten, und seine ganze Seele mit ihren Schmerzen und ihren Freuden, ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht, ihrem Ringen nach Größe und ihrer Anbetung des ewig Schönen und göttlich Erhabenen sich in wunderbaren Harmonien aussprach, da war es ihm plötzlich, als ob zu der Tonbewegung der Orgel, das Ganze der Weltharmonie mitklänge, — als ob sein Spiel nicht mehr in einsamer und einseitiger Sub-

jectivität auftrete, sondern sich vermählt habe mit den gewaltigen Tonkräften des Universums und — rings von ihnen umschlossen und getragen — sich nach oben schwinge.

Und immer begeisterter griff er in die Tasten, und immer gewaltiger entquollen die Töne der Orgel und immer majestätischer erfüllten sie den ganzen Dom. Da war es ihm, als ob er nicht mehr selbst spiele nach eigenem Willen und aus eigener Kraft, sondern als ob der Geist des Ewigen ihn erfülle und seinen Geist leite und er nur sein Werkzeug sei. Und es brauste dahin mit Macht und mit Pracht, mit Erhabenheit und mit Würde, und wunderbare schöne Modulationen entfalteten sich bis zu den fernsten Punkten im vollquellendsten Reichthum der Harmonie, so großartig und doch so leicht, so zwanglos, gleich einer organischen Naturentwicklung. Und in diesen stets tiefer und weiter sich dehnenden Tonräumen bewegte sich jetzt nicht nur in erhabener Größe das musikalische Gewebe, sondern es entband sich auch wunderbar geisterhaft die einzelne Melodie zu einer nur auf solchem Boden, nur in solcher Stimmung erreichbaren, innerlichen Unerschöpflichkeit und Macht.

Ludwig van Beethoven erzitterte vor innerer Bewegung; seine Augen starrten weit geöffnet in die Tiefe der Kirche, Blitze der Begeisterung sendend in die Dämmerung, die ihn umgab. Seine markirten,

scharfen Züge gaben dem Antlitz einen strengen, gebieterischen, fast königlichen Ausdruck, sein reiches Haar umwallte das Haupt, wie die Mähne eines jungen Löwen.

Und mit den immer neu hervorquellenden Harmonien war es ihm, als ob sich geisterhafte Gestalten vor seinen Augen zeigten, jener lieblichen Gruppe gleich, die ihn an seinem Namensfeste begrüßt. Es waren die Genien der geistlichen und der dramatischen Musik und wieder schwebte über ihnen — glänzender, schöner, herrlicher noch — der Genius der Phantasie, ihm die Palme einstiger Größe von Ferne zeigend. Das leuchtende Antlitz trug indessen diesmal nicht die Züge Jeannettens, wohl aber die ernst-erhabenen einer hohen Priesterin der ewigen, der göttlichen Kunst. Und wie nun Ludwig entzückt zu dem Genius aufschaute, da war es ihm, als höre er die Worte:

„Reiße die irdische Liebe aus deinem Herzen; du hast mir zugeschworen, — der ewigen göttlichen Kunst, — mir, dem Genius der Musik und mir allein nur, darfst du gehören!"

Da schrie es in der Orgel, wie Schmerz und jauchzte wieder wie Triumph, und plötzlich flogen die Töne aus allen Registern auf und in feierlichem Chore klang es wie ein heiliger Schwur, wie ein Gelübde. Und Ludwig rief laut: „Ja, ja! ich entsage aller und jeder irdischen Liebe und will nur dir

angehören, nur dich anbeten, himmlische, göttliche Musik!" —

Und wie er weiter spielte, festigte sich sein Entschluß, und es ward ihm immer freier und leichter zu Muthe, bis er mit einigen gewaltigen Accorden schloß, und, wie neu geboren, aufsprang.

Jetzt war auch sein Entschluß gefaßt: er wollte nach so langer Zeit wieder einmal zu Breuning's gehen und dabei Fräulein d'Honrath freundlich aber mit ruhigem Herzen unter die Augen treten.

Als er die Kirche verließ, standen eine Masse Leute davor, die, sobald sie ihn gewahrten, ehrfurchtsvoll vor dem jungen Mann zurücktraten und ihn grüßten. Ludwig grüßte mechanisch wieder, obgleich er sich gar nicht bewußt wurde, was er sah und that. Sein Geist war bei seinem Entschluß.

Als er sich dem Breuning'schen Hause nahte, strahlte ihm eine hellerleuchtete Fensterreihe entgegen. Er staunte — aber weniger über diese Erscheinung, die ja gar nichts so ungewöhnliches war, als darüber, daß er hier so fremd hatte werden können. Dennoch wollte er, vor seinem Hinaufgehen, wissen, was es da oben gebe und ob vielleicht Fremde da seien. Er war daher sehr erfreut, Heinrich, den alten Diener des Hauses, gleich unter der Thüre zu treffen; peinlich dagegen berührte es ihn, als der gute alte Mann,

zu dem er beinahe, wie ein Sohn stand, vor seinem Anblick fast erschrack und erstaunt ausrief:

„Jesus-Maria, der Herr Beethoven!“

„Nun“ — sagte Ludwig, — „ist das etwas so Neues?“

„Bei Gott, ja!“ — entgegnete der Alte. — „Sie sind ja seit Wochen nicht hier gewesen.“

„Allerdings!“ versetzte Ludwig finster. — „Aber was gibt es denn heute Abend da oben?“

„Was es gibt?“ — wiederholte der alte Diener erstaunt. — „Haben Ihnen denn das die jungen Herren nicht gesagt?“

„Nein!“ — versetzte Ludwig kurz.

„Ohnmöglich!“

„Ich sage nein! Ich habe sie lange nicht gesprochen.“

„Also wissen Sie nicht? . . . . .“

„Nichts, weiß ich von dem, was hier vorgegangen.“

„Daß Herr und Frau d'Honrath aus Cöln hier sind?“

„Und?“

„Und daß heute Fräulein Jeannettens Verlobung gefeiert wird?“

Ludwig stand wie erstarrt.

„Mit wem?“ — frug er dann und das Wort erstarb ihm fast im Munde.

„Mit dem Herrn Hauptmann von Greth!“ — sagte der alte Diener.

„Mit wem?“ — wiederholte Ludwig und neigte sein Ohr nach dem alten Diener hin, als habe er nicht recht gehört.

„Mit dem Herrn Hauptmann von Greth!“ — sagte der Alte noch einmal.

„Und Fräulein d'Honrath . . .?“

„Hat sich Anfangs sehr gesträubt; als aber Churfürstliche Gnaden selbst als Werber für den Herrn Hauptmann bei dem Vater auftraten, gab sie den Wünschen des Hauptmanns und der Eltern nach.“

„Aber sie ist ja fast noch ein Kind?“

„Darum ist auch heute erst Verlobung. Die Heirath soll künftiges Jahr stattfinden.“

„Und ist Fräulein Jeannette froh und glücklich?“ — frug jetzt Ludwig gedehnt.

„Ich meine denn!“ — rief der alte Diener mit strahlendem Gesicht. — „Erst wurde etwas geschmollt und geweint, dann aber war plötzlich wieder schönes Wetter — und jetzt wird gelacht und gesungen, daß es eine Lust ist. Nun, der Herr Hauptmann sind auch ein gar schöner und stattlicher Herr, wohlangesehen bei Churfürst und Kaiser!“

„Und Frau von Breuning?“

„Die gnädige Frau und der Herr Christoph sehen die Sache nicht gern. Aber was war zu machen? Es ging alles so schnell. Unter uns gesagt“ — fügte hier der Alte im vertraulichen Tone hinzu, indem er

sich gegen Ludwigs Ohr neigte — „unter uns gesagt, ich glaube, daß Herr Christoph ebenfalls ein Auge auf das Fräulein hatte. Der gute junge Herr sieht, seit die Sache in Richtigkeit ist, ganz blaß aus, und ist so still, so still geworden — — Sie kennen ihn gar nicht mehr."

„Gute Nacht, Heinrich!" — sagte hier der junge Beethoven fast barsch; aber ein feineres Ohr, als das des alten Dieners, hätte gar leicht gewahrt, wie dieser Ton eine gewaltige innere Bewegung verbergen sollte. Heinrich freilich staunte nur darüber, daß der junge Hausfreund sich schon wieder wegwenden wollte.

„Jesus-Maria!" — rief er daher — „wollen Sie denn schon wieder weggehen?"

Ludwig nickte.

„Und nicht hinauf? das würde ja Alle so unendlich freuen. Sie ahnen gar nicht, wie oft nach Ihnen gefragt wurde."

„Von wem?"

„Je nun von Allen, nur nicht von der gnädigen Frau."

„So, war Frau von Breuning mir böse?"

„Nein, aber sie sagte . . . ."

„Nun, was denn!"

„Sie nehmen mir es übel."

„Gewiß nicht."

Der Alte lächelte hier gutmüthig, dann drohte er mit dem Finger und rief:

„Sie hätten wieder einmal Ihren Raptus und da müsse man Sie gehen lassen!"

„Gute Nacht!" — sagte Ludwig abermals.

Aber Heinrich hielt ihn fest und rief:

„Lieber Herr van Beethoven, haben Sie mir mein Geschwätz übel genommen?"

„Nein!" — sagte Ludwig milde — „es ist ja die Wahrheit!"

„Und Sie gehen doch!"

Aber Beethoven antwortete jetzt nicht mehr. Schweigend reichte er dem Alten die Hand, drückte sie — und ging.

Es war Ludwig wunderbar zu Muthe. Eher hätte er sich des Himmels Einfall erwartet, als Jeanettens Verlobung mit dem Hauptmanne*). So hatten denn diese schönen, treu blickenden Augen gelogen . . . . oder . . . . .

„Genug!" — sagte er zu sich selbst in rauhem und hartem Tone — „es ist ein Wink des Himmels, und — ich hatte ihr ja bereits entsagt."

Aber diese Entsagung kostete dem Herzen des jungen Mannes doch noch einen heißen und schweren

---

*) Thatsache: Jeanette d'Honrath heirathete, 16 Jahre alt, Herrn von Greth, den späteren K. K. Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber des Infanterie-Regimentes 23, Commandeur von Temeswar.

Kampf. Wäre sie freiwillig gewesen und er hätte Jeannette, wie früher im Breuning'schen Hause, als eine liebliche, Alle entzückende Erscheinung gesehen, so würde gerade in dieser freiwilligen Entsagung zu Gunsten der höheren, geistigen Geliebten, der Kunst, etwas Erhebendes, Anspornendes, Begeisterndes gelegen haben. Seiner Liebe Entsagung wäre dann ein heiliges Märtyrthum gewesen; — — so vernichtete der Gedanke: sie in des Hauptmanns Armen zu wissen, diesen schmerzlichen Reiz. Das Schicksal war zu streng und zu kalt vor ihn getreten und hatte ihn zu schnell beim Wort genommen.

Er stürmte hinaus in die Nacht, die sich jetzt längst tief und schweigend über die Erde gelagert, und da er fühlte, daß er der gewaltigen Bewegung in seiner Brust gewaltige äußere Eindrücke entgegensetzen müsse, suchte er den Rhein auf. Dort, dicht am Ufer, oberhalb der Stadt, setzte er sich auf einen Felsen, der weit in die Fluthen hineinragte.

Todtenstille herrschte rings umher; nur das Rauschen des gewaltigen Stromes, der sich in breiten Massen majestätisch dahinwälzte, drang durch die Nacht und erfüllte Ludwig van Beethoven's Seele mit Schauern der Größe. Unaufhaltsam, unaufhörlich, in ewig gleicher Ruhe strömten ja diese colossalen Wassermassen dahin; — unaufhaltsam, unaufhörlich

in ewig gleicher Bewegung folgten hier Wellen auf Wellen, flüchtig kommend und gehend .... wie Menschenleben; — unaufhaltsam, unaufhörlich, in ewig gleicher Majestät rauschte Vater Rhein seine Wogen dem Meere zu.

Dort lag die träumende Stadt, wie ein schwarzes, zackiges Ungeheuer, und ihr Getriebe stand stille und ihr Lärm war verhallt, und die Menschen in ihr mit ihren Wünschen und Hoffnungen, ihrem nimmersatten Sehnen und Ringen, ihren Leidenschaften und Kämpfen waren still und stumm geworden in den Armen des Schlafes. Der Puls des öffentlichen Lebens hatte aufgehört zu schlagen, und alle die Mauern und Häuser und Straßen waren jetzt nur ein großer, weiter, steinerner Sarg!

Und die Wogen, die an seine Wände schlugen lispelten gar geheimnißvoll von den Mährchen der Tiefe; — von den Schätzen, die da unten seit Jahrtausenden lagen; — von den menschlichen Gebeinen, die, einsam und vergessen, da unten bleichten.

Und Ludwig lauschte und lauschte, denn jetzt kam es ihm vor, als rauschten die Wasser melodisch auf und sängen einen wunderbaren Sang:

Hast Liebe geheget im Herzen,
Wirf weg sie, sie ist nicht für Dich!
Und willst Du sie männlich verschmerzen,
So wende Dich, Freund, nur an mich:

An mich, die ewig Eine,
An mich, die ewig Reine,
An mich, die heil'ge Kunst!

Plötzlich fuhr Ludwig entsetzt empor; — — — es war ihm gewesen, als habe er im Scheine des Mondes unweit von sich einen menschlichen Körper auf sich zutreiben sehen. Er fuhr mit der Hand über Stirne und Augen — — — es war wohl Täuschung — nur die Schaumkrone einer Woge.

Und wieder schienen ihm die Wasser zu klingen und zu singen:

Was willst Du mit irdischen Gluthen,
Den himmlische Liebe geweiht?
Willst seufzend in Schmerzen verbluten,
Im flüchtigen Rausche der Zeit?
Mit Herz und Seel' ergeben,
Sollst nur der Kunst Du leben
Und der Unsterblichkeit!

Es war ein Gedicht, das Christoph Breuning vor einigen Wochen auf ihn gemacht, was ihm hier durch den heute so wirren Kopf zog. Aber seine innere Aufregung war so groß, daß es ihm die Wogen immer wieder vorsangen.

Da entfuhr mit einemmale ein entsetzlicher Schrei seiner Brust. Er hatte sich doch nicht getäuscht: ein menschlicher Körper schwamm gerade auf ihn zu; Tod oder noch lebendig, er wußte es nicht; gleichviel! mit,

einem kühnen Sprunge warf er sich in die Fluthen und seine nervigen Arme ruderten rasch nach dem unglücklichen Gegenstande hin; jetzt hatte er diesen erreicht, umschlungen ... aber ... hier war kein Leben mehr, das sich hätte an ihn klammen können. Er mußte den Körper mit dem einen Arme fassen, mit dem anderen die Wasser schwimmend theilen. Die Anstrengung war riesig. Er bot alle Kräfte auf ... vergebens, der Strom war hier, durch die Biegung, die der Rhein oberhalb machte, zu stark ... und Ludwig wäre erlegen, wenn nicht schon auf seinen ersten Schrei ein Fischer herbeigeeilt wäre, der in einiger Entfernung seine Reusen in nächtlicher Stille gelegt. Es war ein alter, aber noch kräftiger Mann, mit dessen Hülfe der junge Beethoven denn auch bald seine traurige Beute an das Ufer brachte.

Aber welch' ein Anblick bot sich nun den beiden Männern dar!

Ausgestreckt lag vor ihnen — von dem Mondlichte gespenstrisch übergossen — die Leiche eines Mädchens. Der tief-dunkelbraunen Haare reiche Fülle hing aufgelöst und von Wasser triefend um das starre, bleiche Antlitz. Und doch .... wie schön war, selbst im Tode noch, dies jugendliche Gesicht, welch' herrliche Formen zeigte die wassergetränkte eng anliegende Kleidung.

Ludwig, sich selbst vergessend, starrte voll innigen Mitleidens auf das arme Kind, dessen Haupt der

greise Fischer — nachdem er vergeblich mehrere Belebungsversuche mit dem Körper angestellt — jetzt sanft auf den Boden niedergleiten ließ.

„Nichts mehr zu machen!" — sagte er dabei — „als ein Vaterunser für die arme Seele zu beten."

„So ist sie wirklich todt?" — frug Beethoven erschüttert.

„Ja, Herr!" — entgegnete der Greis. — „Könnt Euch auf mein Wort verlassen. Wenn man als Fischer seine siebzig Jahre Tag und Nacht auf und an dem Wasser zubringt, wird man mit solchen Fällen bekannt. Die da hat den nassen Tod noch schon vor einer halben Stunde gefunden!"

„Ihr glaubt also, daß sich das arme Kind selbst in den Rhein gestürzt?" — frug der junge Beethoven weiter.

„Das hat sie gethan!" — sagte der Fischer mit dem Ausdruck aufrichtiger Theilnahme — „und ich weiß auch warum."

„Wie?!" — rief Ludwig — „so kennt Ihr die Unglückliche?!"

Der Greis nickte mehreremale stumm mit dem Kopfe; dann sagte er, sich bekreuzend, in dumpfem Tone:

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig! Das aber sind die Folgen des Ungehorsams und der Sünde."

„Wie denn?" — frug Ludwig.

„Die Liebe hat sie dahin gebracht!“ — fuhr der Alte fort. — „Ihrer tollen Leidenschaft folgend, verließ sie Haus und Hof; — da traf sie der Fluch des Vaters und nun — — — nun, da wird sie, wie so manche Andere, der Verführer verlassen haben — — und in der Verzweiflung suchte sie da unten Ruhe.“

Und der Alte betete halblaut sein Vaterunser.

Beethoven, auf's tiefste erschüttert, ließ ihn gewähren; als er aber sein Kreuz geschlagen und damit die Beendigung seines kleinen Gebetes angezeigt, sagte er:

„Und seid Ihr Eurer Sache so gewiß?“

„Ja, Herr!“ — entgegnete der Alte. — „Ihr Vater ist ein alter Freund von mir ...... er ist der Thurmwächter am St. Michaelsthor und — — — die da — hab' ich oft auf meinen Armen getragen.“

Und er drehte sich um und wischte sich eine Thräne aus den Augen.

Ludwig aber fühlte, wie auch die seinen feucht wurden; er hatte die Hände gefaltet, blickte gepreßten Herzens in das schöne bleiche Antlitz und dachte: „Und das hat die Liebe gethan.“

Plötzlich fühlte er eine derbe Hand auf seiner Schulter. Er fuhr aus seinen Gedanken empor: es war der greise Fischer.

„Junger Mann!“ — sagte jetzt dieser mit fester Stimme — „Ihr seid durchnäßt. Geht heim und

sorgt für Eure Gesundheit. Wenn Ihr aber da unten an den Fischerhütten vorbeikommt, so klopft die Leute heraus, sagt, was geschehen und schickt sie mir her."

„Und kann ich Euch nicht selbst helfen?" — frug Ludwig.

Der Greis schüttelte mit dem Kopfe; dann versetzte er fast rauh:

„Thut, was ich gesagt habe; und nehmt etwas von hier mit."

„Mitnehmen?" — wiederholte der junge Beethoven erstaunt.

„Ja!" — fuhr jener fort — „die Erinnerung an diesen Anblick, und die Lehre, daß man nie mit einem unschuldigen Herzen spielen soll. Gute Nacht!"

Ludwig vermochte nichts zu erwiedern; — er ging und that, wie ihm der Greis gesagt; aber er that noch etwas mehr, er gelobte sich: auch diesen ganzen Tag nicht zu vergessen, und Herz und Seele und Geist und seine ganze Kraft, und seine ganze Liebe voll und ungetheilt der Tonkunst entgegen zu bringen.

Als er nach einer Stunde im Bette lag, fieberte er ein wenig, und als seine Sinne allmälig schwanden, hörte er wieder die Wogen des Rheines rauschen. Aus der Tiefe des Flusses aber hoben sich bleiche Gestalten mit langen aufgelösten, von Wasser triefenden Haaren und sangen:

Hast Liebe geheget im Herzen,
Wirf weg sie, sie ist nicht für Dich!
Und willst Du sie männlich verschmerzen,
So wende Dich, Freund, nur an mich:
An mich, die ewig Eine,
An mich, die ewig Reine,
An mich, die heil'ge Kunst!

Was willst Du mit irdischen Gluthen,
Den himmlische Liebe geweiht?
Willst seufzend in Schmerzen verbluten,
Im flüchtigen Rausche der Zeit?
Mit Herz und Seel' ergeben,
Sollst nur der Kunst Du leben
Und der Unsterblichkeit!

Und wie mit tausend und abertausend Stimmen jauchzte es nach:

Mit Herz und Seel' ergeben
Sollst nur der Kunst Du leben,
Und der Unsterblichkeit!